Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **87 (1991)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

THEODORE C. HUMPHREY und LIN T. HUMPHREY (Hg.): «We Gather Together»: Food and Festival in American Live. Ann Arbor: UMI Research Press 1988. 288 S., Appendix, Auswahlbibliographie, Index.

ALOIS WIERLACHER: Vom Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass. Stuttgart: W. Kohlhammer 1987. 300 S.

Wohnung, Nahrung und menschlicher Kontakt sind die Grundbedürfnisse menschlichen Lebens. Nahrung ist für den Lebensunterhalt am essentiellsten, und es ist erstaunlich, dass die Nahrungsforschung in Kulturanthropologie und Volkskunde – abgesehen von ökonomisch, agronomisch und medizinisch orientierten Studien – bis vor nicht allzu langer Zeit neben Studien zur sozialen Organisation, Religion oder Brauch und Fest ein eigentliches Randdasein fristete. Doch in einer Nachkriegs-Gegenwart, wo Kochbücher zu einem Hauptanteil des Büchermarktes avanciert sind, wo «Auswärts Essen» laut Statistiken als Hauptvergnügen vieler Amerikaner gilt und wo wir uns ob der Vielfalt angebotener Nahrungsmittel oft kaum entscheiden können, was wir essen möchten, haben sich Forscher für die symbolischen Dimensionen des Essens zu interessieren begonnen. Die vorliegenden Bände dürfen als Beispiele unterschiedlicher Art zu Möglichkeiten und Zweck der Nahrungsforschung betrachtet werden.

We Gather Together enthält vierzehn Fallstudien zur Funktion und Symbolik von Essen im Rahmen von Festlichkeiten verschiedenster Grössenordnung. Gemeinsam ist allen Beiträgen eine ethnographische Grundlage, auf welcher eine mehr oder weniger solide Interpretation aufgebaut wird. Teil I beschränkt sich auf Feste und Mahlzeiten im Kreis von Familie und Freunden, während Teil II auf verschiedenste aussergewöhnliche Gemeindemahlzeiten eingeht, wie z.B. das am Spiess gebratene Lamm im Rahmen einer alljährlichen Gemeindefeier im Bundesstaat Utah oder der grosse Fleischsuppenschmaus in einer Gemeinde in Minnesota. Teil I und II beschränken sich auf durchwegs positive Auswertungen der Fusion von Fest und Nahrung. Begriffe wie «gemeinschaftsbildend» oder «identitätsfördernd» kehren in jedem Artikel wieder, und das gemeinschaftliche Kochen und Essen wird als zentrale Ingredienz in diesen Prozessen dargestellt. Was diesen Beiträgen mangelt, ist eine tiefgründigere Fragestellung: Weshalb braucht man Essensanlässe, um Gemeinschaft herzustellen? Weshalb dienen bestimmte Gerichte als Identitätssymbole?

Die Beiträge in Teil III nähern sich diesen Fragen. So untersucht ein Autor die Beweggründe für ein italienisch-amerikanisches Fest, wo nicht-italienische Esswaren in italienischem Gewand auftauchen und wo schlussendlich die Vermarktung des Essfestes zum Ende der Festtradition führt. Ähnlich krititsch ist ein Beitrag zu einem multi-ethnischen Essjahrmarkt in Tucson, wo verschiedene ethnische Gruppen gewisse Gerichte als besonders typisch für ihre Ethnie herausgreifen und verkaufen, obwohl die alltägliche Ernährung diese Gerichte kaum oder gar nicht enthält.

Der Band erinnert ein wenig an die amerikanische Sitte des «Potluck» – eine Mahlzeit unter Freunden oder Kollegen, wo jeder Teilnehmer ein Gericht mitbringt und wo die Beiträge vom einfachsten Kartoffelsalat bis zum raffinierten Curry-Gericht variieren. Gleich einem Potluck ermöglicht der Band eine interessante Mahlzeit, doch wie ein Potluck hinterlässt der Genuss weit weniger Befriedigung als ein wohlabgerundetes Mahl. Es handelt sich bei «We Gather Together» um den ersten Versuch, der amerikanischen volkskundlichen Nahrungsforschung in einem Buch Gehör zu verschaffen. Frühere Beiträge sind verstreut als Einzelartikel, Kapitel in Einführungsbänden oder Sondernummern von Fachzeitschriften erschienen, und wie sich aus der Bibliographie ersehen lässt, sind Volkskundler neben Geographen, Anthropologen, Psychologen und Kochbuchautoren in der Minderzahl. Nichtsdestotrotz wünscht man sich mehr von volkskundlicher Nahrungsforschung in den USA, als hier vorliegt. «We Gather Together» konzentriert sich auf Randphänomene in der Riesenküche der amerikanischen Kultur. Weder Thanksgiving – das amerika-

nische Erntedankmahl – noch der Weihnachtsschinken oder die verschiedenen kleineren Festtage mit ihren Essenstraditionen wie das Labor Day Picknick oder das Independence Day Barbeque, die zu den wenigen gesamtnationalen Kulturgütern gezählt werden können, kommen in diesem Werk zur Sprache, das doch immerhin den Untertitel Food and Festival in American Life trägt. Einzig *Michael Owen Jones'* ausgezeichnetes Nachwort bringt eine Diskussion zum Essen in der Popularkultur: die Fertigmahlzeiten, das technologisierte Essen, die «Fast Food» Kultur. Die Volkskunde hat Wichtiges zur Nahrungsforschung beizutragen, und Jones wirft Fragen auf, die die in diesem Band gefeierten Randkulturen mit der totgeschwiegenen Realität der Massenkultur in Verbindung bringen und die die amerikanischen «foodways» Forscher hoffentlich aufgreifen werden.

Man braucht sich nur an Marcel Prousts berühmte «madeleines» zu erinnern, um Bestätigung dafür zu finden, dass das Essen literarisches Ferment sein kann. Wie schon der Titel andeutet, ist *Vom Essen in der deutschen Literatur* kein Produkt volkskundlicher Feldforschung. Doch bietet diese breit angelegte literarische Studie in einer Ära interdisziplinärer Forschung unzählige wertvolle Einstiegsmöglichkeiten für die Volkskunde. *Alois Wierlacher* ist Mitbegründer der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik, die aus dem Lehrfach Deutsch als Fremdsprache erwuchs. Allzulange sind Fremdsprachen und -literaturen losgelöst von ihrer kulturellen Einbettung unterrichtet worden, und eine interkulturelle Germanistik bemüht sich daher darum, den traditionellen Kanon durch eine auslandphilologische, kulturwissenschaftlich orientierte deutsche Literaturwissenschaft zu erweitern.

Bereits in der Einleitung wird die zentrale und deshalb erforschungswürdige Rolle des Essens charakterisiert. «Essgewohnheiten (sind) als Elemente der Primärsozialisation und Enkulturation so eng mit unserem angestammten Kommunikationssystem verbunden, dass man das Essen als 'soziales Totalphänomen' erläutert und Speiseordnungen ... als ' ffenbarungen' über Kulturen charakterisiert hat» (S. 13). In einem vorausgehenden Grundlagenteil erarbeitet Wierlacher, was er «Prolegomena zu einer literarischen Konzeptgeschichte des Essens» nennt. Bezeichnenderweise beginnt er mit dem Thema, das nicht nur im oben besprochenen Band, sondern auch in der deutschen Literatur verdrängt wird, nämlich dem Hunger. Im folgenden wird erfasst, in welcher Form Nahrung und Essen in deutschen literarischen Werken Eingang finden, und auf Grund literarischer Daten von gut zweihundert Jahren konzentriert sich Wierlacher auf die Darstellung der Mahlzeit. In einem dokumentarischen Teil (auf der Basis von rund 150 Erzähltexten, vorwiegend Romanen) werden sodann «kulturelle Speisen- und Essensordnungen im Prüfspiegel des Erzählens» dargestellt, und ein letzter, analytischer Teil widmet sich schliesslich der Sozialsituation Mahlzeit und ihrem Stellenwert im Textganzen ausgewählter Erzählwerke. Die literarische Untersuchung wird durchwegs durch kultur- und kommunikationswissenschaftliche Verweise erweitert. So beginnt ein Abschnitt zur Kartoffel mit einer diachronen Statistik zum Kartoffelverbrauch, schreitet aber schnell zu strukturalen Betrachtungen mit Bezug auf gekochte, gebratene, ganze oder geraffelte Kartoffeln in Frischs Stiller oder Bölls Ansichten eines Clowns fort.

Wierlachers zentrales Interesse für die Mahlzeit erweist sich als ergiebig. Der literarisch geschilderte Ablauf von Essensvorgängen hält funktionales und unfunktionales, soziales und asoziales Essverhalten fest, und eine detaillierte Analyse, wie sie hier vorliegt, erlaubt Einblick in den Bereich der Essenskommunikation im deutschsprachigen Raum von einer Vielfalt, die ethnographisch kaum zu erreichen wäre. Literarische Erzählung ist zwar mit ethnographischer Feldforschung nicht gleichzusetzen, doch ist sie trotz allem kreativen Freiraum kulturell konstruiert und somit kulturhistorisch relevant.

In einer Zeit, wo sich amerikanische Kulturanthropologen vermehrt mit der literarischen Qualität von Ethnographien auseinandersetzen, ist umgekehrt eine ethnographisch anmutende Analyse deutscher Literatur seitens eines kompetenten, interdisziplinären Humanisten anregend. Die Studie enthält unzählige Anstösse zu weite-

ren Untersuchungen, und es bleibt zu hoffen, dass «Vom Essen in der deutschen Literatur» einen breiten Leserkreis erreichen wird. Regina Bendix

JOHN KMETZ: Die Handschriften der Universitätsbibliothek Basel: Katalog der Musikhandschriften des 16. Jahrhunderts. Quellenkritische und historische Untersuchung. Basel: Verlag der Universitätsbibliothek 1988. 481 S., Abb., Noten, Verzeichnisse, Register.

Wer sich über die in der Basler Universitätsbibliothek vorhandenen Musikhandschriften des 16. Jahrhunderts orientieren wollte, musste bis vor kurzem zu dem knappgefassten «Katalog der Musiksammlung auf der Universitäts-Bibliothek in Basel» von Julius Richter greifen, einem im grossen ganzen zuverlässigen Hilfsmittel (1891/92 in Leipzig als Beilage zu den «Monatsheften für Musikgeschichte» erschienen), das aber den Anforderungen der heutigen Quellenfoschung längst nicht mehr entsprach. Es darf als Glücksfall bezeichnet werden, dass sich in der Person des amerikanischen Musikologen John Kmetz ein ausgewiesener Neubearbeiter anbot, der schon von seiner Dissertation her mit den Basler Handschriften aufs beste vertraut war. Ihm ist das vorliegende, dem heutigen Forschungsstand angemessene Katalogwerk zu danken. Diese Publikation ist hier hauptsächlich wegen der Hinweise auf wichtige Quellen für das alte deutsche Volkslied anzuzeigen. – Wie Kmetz in der Einleitung ausführt, spiegeln die Basler Manuskripte «den Geschmack einer aufsteigenden bürgerlichen Schicht» (S. 11), stammen also nicht von berühmten Musikerpersönlichkeiten, sondern sind in den meisten Fällen das Werk ihrer Besitzer, etwa von Geistlichen, Juristen oder Schullehrern. Die oft zitierte Sammlung ist bei den Fachspezialisten wegen der Traktate zur Musiktheorie, wegen der Musik für Laute und Orgel in Tabulaturschrift, besonders aber wegen des umfassenden Fundus an deutschen Liedern aus der Zeit von Paul Hofhaimer, Ludwig Senfl und Orlando di Lasso bekannt. Kmetz legt dem Benützer nicht nur eine Liste der Handschriften vor, sondern bemüht sich um die Aufhellung ihrer Herkunft und steuert in diesem Zusammenhang höchst aufschlussreiche buchtechnische und paläographische Bemerkungen bei. Gross sind auch seine Verdienste um die Identifikation der Schreiber. Nach den einerseits nach Signaturen, anderseits nach Gattungen geordneten Übersichten über den Bestand folgen als Hauptteil des Bandes die exakten Beschreibungen der Handschriften (S. 31–333). Im Anschluss an die «Kurzbiographie der Schreiber und Besitzer» (S. 341–346), wo man u.a. auf Namen wie Basilius und Bonifacius Amerbach, Remigius Faesch, Ludwig Iselin, Hans Kotter, Christoph Leibfried, Felix Platter und denjenigen des von Kmetz als Komponist entdeckten Jakob Hagenbach stösst, findet der Benützer die für den Gebrauch des Katalogs unentbehrlichen Register (S. 347–403). Ein umfangreicher Abbildungsteil von hohem dokumentarischem Wert (Schriftproben, Illustrationen, Wasserzeichen, Einbände) rundet das Kompendium ab. – Deutsche Liedsätze wie «Zucht er und lob» (Paul Hofhaimer), «Min freud allein» (Heinrich Isaac) oder «Elslin liebes Elselin» (Ludwig Senfl) enthält beispielsweise die vier Stimmbücher (Diskant, Alt, Tenor, Bass) umfassende Handschrift F X 1–4 (S. 230–251). Das etwa zwischen 1518 und 1526 in Freiburg i.Br. oder in Basel entstandene Manuskript stammt aus dem «Amerbach-Kabinett» und ist wie zahlreiche der übrigen Handschriften eine wichtige Quelle zur Erforschung der Gattungen Lied, Chanson und Motette. Kmetz verzeichnet mit Akribie sämtliche 119 Nummern der Handschrift, notiert Konkordanzen, beschreibt Entstehung und Geschichte sowie Papier und Einband mit Erwähnung der hauptsächlichsten Literatur zum Thema. – In dieser oder ähnlicher Weise verfährt der Bearbeiter auch bei der Behandlung der übrigen Manuskripte. «In wenig mehr als einem Jahr» (S. 12) ist es Kmetz gelungen, das einzigartige Katalogwerk fertigzustellen, auf das die Universitätsbibliothek Basel stolz sein darf. Die Fachwelt wird das Erscheinen dieses allen Wünschen gerecht werdenen Bandes aufs lebhafteste begrüssen.

Hans Peter Schanzlin †

GOTTFRIED HABENICHT: Liedgut und Liedleben in einem Hauerländer Dorf. Der Gewährsmann Anton Köppl aus Honneshau: Lieder, Selbstzeugnis, Kommentare. Aufgrund der Tonaufnahmen 1975–1984 von Johannes Künzig, Waltraut Werner-Künzig und Gottfried Habenicht. Freiburg i. Br.: Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde 1987. 364 S., Abb., Noten.

Wiederum liegt als Veröffentlichung des J. Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde ein neuer gewichtiger Band vor. Der Liedsänger Anton Köppl (geb. 1901), der bis 1946 der deutschen Dorfgemeinschaft im mittelslowakischen Bergbaugebiet angehört hat und seither in Illingen/Württemberg lebt, steht im Mittelpunkt der Darstellung. In knappen Zügen umschreibt der Autor einleitend die Umwelt dieses Bergmanns und Landwirts, auch deren wechselvolle Geschichte und die wirtschaftlichen Aspekte, worauf er die bewegende Autobiographie des Gewährsmanns, «Mein Lebenslauf vom fünften Jahre an», in extenso, mit «Vorbemerkungen» versehen, abdruckt. Anschliessend folgt als Hauptteil der Arbeit das 190 Nummern zählende Liedgut Köppls in Wort und Weise (S. 61–278) mit ausführlichen Kommentaren von Habenicht (S. 279–344), eine wichtige Ergänzung schon vorhandener Liedveröffentlichungen aus dem Hauerland. Der Verfasser ordnet die Köpplschen Lieder nach vier Kategorien: 1. Weltliches Liedgut (Balladen und Erzähllieder, Soldatenlieder, Bergmannslieder, Liebeslieder, Lieder der Gesellschaft usw.), 2. Lieder im Lebenslauf (Hochzeit, Beerdigung), 3. Religiöses Liedgut im Jahreslauf (Advent/Weihnachten, Dreikönigstag, Fasten- und Passionszeit, Ostern) und 4. Allgemeine religiöse Lieder (Marienlieder und ein Kommunionlied). In den Kommentaren findet der Leser erschöpfende Auskunft über Strophenvarianten, Aufbau und Charakteristika der Melodien, über Belege zu den einzelnen Liedern aus andern Gegenden Europas mit entsprechenden Literaturhinweisen. Aussagekräftig und wertvoll sind Köppls eigene Bemerkungen zu den Liedern, wie «Des hab ich gelernt von der alten Oma, Medwed Márja hat sie sich geschrieben» (zu Nr. 11 «Es war einmal ein verliebtes Paar», Kommentar S. 283/284). Gerne macht der Gewährsmann Mitteilungen über «Singgelegenheiten», woraus man schliessen kann, dass im Hauerland sozusagen überall und immer gesungen wurde, während der Arbeit und in der Freizeit; das Singen in der Familie war Grundlage und Ausgangspunkt. Ausgiebig sang man in der Schule, beim Viehhüten und überhaupt bei der Arbeit auf dem Felde, aber auch im Bergwerk und unter Soldaten. Eine besonders beeindruckende Schilderung brauchtümlichen Singens enthält der Kommentar zum Weihnachtslied «Ach, was ist denn das heute für eine freudige Nacht» (Nr. 152): «Ein jeder der Burschen steckte eine Kerze an, und in Zweierreihen gingen sie geschlossen in die Mette. Ergreifend muss dieses Hinabschreiten zur Kirche gewesen sein ...; dazu erscholl das Lied ...'Ach, was ist denn das heute für eine freudige Nacht' ... Die ebenfalls in die Christmette gehenden Leute hörten es und schlossen sich den Burschen an; so musste ein eindrucksvoller Zug, unter Kerzenschein und feierlichem Gesang, bei der Kirche angelangt sein.» – Der Anhang von Habenichts Veröffentlichung umfasst verschiedene Register (darunter eine «Übersicht der Melodie-Incipits»), welche die Benützung des Bandes wesentlich erleichtern. Ausgezeichnete Bilder zeigen den Gewährsmann wie er u.a. «mit ausdrucksvoller Miene und doch ohne Überschwang in der Gestik» erzählt oder singt (S. 6/7 und 60). Die Publikation attestiert dem Verfasser profunde Sachkenntnis, immensen Fleiss und Kompetenz in jeder Beziehung. Das Durcharbeiten des Bandes bringt viel Gewinn und ist zugleich vergnüglich. Hans Peter Schanzlin †

REDEWEISEN. Aspekte gesprochener Sprache. Festgabe für Arno Ruoff. Hg. von Hermann Bausinger. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1990. 208 S. (Studien und Materialien, 5).

Am 26. Juni 1990 hat Arno Ruoff, Leiter der Tübinger «Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland», seinen 60. Geburtstag gefeiert. Zu diesem Anlass haben ihm Mitarbeiter und Kollegen, Freunde und Schüler (beiderlei Geschlechtes) eine Samm-

lung von ernsteren und heitereren, leichtgewichtigeren und wichtigeren Beiträgen zum Thema gesprochene Sprache im Südwesten des deutschen Sprachgebietes geschenkt. Der Band, «zuerst für ihn gedacht» (so Bausinger im Vorwort, das den Namen «Geleitschutz» trägt), ist so sympathisch, dass der Rezensent nicht umhin kann, dem Jubilar nachträglich und einleitend zu diesem Geschenk zu gratulieren.

Im selben Satz betont Bausinger freilich, dass die Aufsätze «für einen weiteren Kreis von Interesse» seien, und an diesem Anspruch haben wir uns im weiteren zu orientieren. Da sind einmal die Hinweise zu nennen, die die Leserin oder der Leser über den ganzen Band verstreut zu den Schätzen der Arbeitsstelle und der Art bekommt, wie sie gehoben respektive erhoben worden sind: Die Erfindung des Tonbandgerätes (Magnetophon) hatte den Mediziner Eberhard Zwirner auf die Idee gebracht, die gesprochene Sprache in 1200 Orten des Bundesgebietes zu erfassen, wobei im Südwesten der Anfang gemacht werden sollte. Im Gegensatz zum Vorgehen des Deutschen Sprachatlas sollten diesmal nicht nur Wörter und Sätze abgefragt werden, sondern es sollten Gespräche zwischen Exploratoren und Informanden zustandekommen und eben nicht mehr aufgeschrieben, sondern aufgenommen werden. Der Student Ruoff gehörte zu den ersten Exploratoren und entwickelte sich nicht nur zum eifrigsten Sammler, der Hunderte von Aufnahmen durchführte, sondern machte sich auch an die Publikation des Materials und an ihre Auswertung. Hier ist besonders die von ihm betreute Reihe «Idiomatica», 1973ff., zu nennen. Freilich sind noch nicht alle der etwa 2000 in Tübingen liegenden Aufnahmen transkribiert und noch nicht alle transkribierten veröffentlicht, doch auch dieses Material ist an der Arbeitsstelle selbst zugänglich.

Einblick in die Aufnahmetechnik Ruoffs und seines Kreises vermitteln die Beiträge von *Dieter Herz* (Im Murgtal nichts Neues; ein Stimmungsbericht vom Kontakt mit Gewährspersonen im Murgtal), *Helmut Dölker* (Mundartaufnahmen vor bald 100 Jahren; eine Gegenüberstellung der Arbeit ohne Tonbandgerät und mit dieser Neuerung der Nachkriegszeit), *Gerhard W. Bauer* (Jetz' verzehla Se g'rad vo Ihrem Aufwacka!; Beobachtungen zum Interviewstil der Exploratoren) und *Walter Meister* (Sprachverwirrspiele aus Zweiflingen). Dieser letzte Beitrag handelt allerdings möglicherweise unfreiwillig vom Interviewstil, scheint er doch eher den Wandel/Verlust des Dialektes dokumentieren zu wollen als die Versuche von dialektgeschulten Exploratoren, ihn (den Dialekt) zumindest in den Aufnahmen am Leben zu erhalten.

Eine zweite Gruppe von Beiträgen, die hier erwähnt werden soll (und die dem Rezensenten die wichtigste ist), fragt nach Möglichkeiten der Verwendung von Aufnahmen spontaner gesprochener Sprache. *Bernhard Gersbach* (Nur Sprache – sonst nichts?) macht darauf aufmerksam, dass bisher die Inhalte des Tübinger Materials nicht systematisch untersucht worden seien, obwohl sie eine wahre Fundgrube für sozialgeschichtliche und psychologische Interessen darstellen (Gersbach vermeidet das Reizwort «oral history», meint aber genau diesen Bereich). Sein Hinweis auf eine mögliche Verwendung ausgewählter Tondokumente im Lokalmuseum wird von *Christel Köhle-Hezinger* (Mundart im Museum?) entfaltet. Es sind besonders die Bereiche der Arbeit und des kulturellen Wandels, in denen Ton- neben andere Dokumente treten und in museumspädagogisch reflektierter Form beitragen könnten, Museen «aus jener Aura» zu befreien, «die ihnen traditionell anhaftet und ihnen so gerne angeheftet wird».

Jutta Dornheim (Erkundigungen und Erkundungen) erinnert an einen zweiten Kontext der Beschäftigung mit gesprochener Sprache, die in der Gesprächsanalyse heiss diskutierte Kritik am amtlichen Gesprächsverhalten, hier dem ärztlichen bei der Patientenvisite. Konkret fordert Dornheim die «Vermittlung laien- und professionsspezifischer Relevanzsysteme», fordert also vom Arzt/von der Ärztin, das zu berücksichtigen, was dem Patienten/der Patientin in der Situation der Visite am Herzen liegt.

Weniger ambitiös, aber nicht weniger reizvoll sind die Studien von *Werner König* (Ein Stück Volkslinguistik) zu den sprachtheoretischen Annahmen von Gewährsleuten und von *Peter Löffelad* («Mit'm Maul v'rschwätzt m'r sich ...») zu Freud'schen und

anderen Fehlleistungen im Tübinger Korpus. *Jutta Gutzwinski-Jeggle* und *Utz Jeggle* (Der telefonische Anrufbeantworter) führen Möglichkeiten des Nachdenkens über spezifische Rahmenbedingungen mündlicher Kommunikation (und Kommunikationsverweigerung) vor.

Bleiben noch ein paar Aufsätze, die sich weder der Gruppe Rückblick noch der Gruppe Ausblick zuordnen lassen, aber doch für den einen oder anderen Leser dieser Zeilen von Interesse sein könnten. Um die Soziologie des Dialektes und die Einschätzung des Dialektgebrauches nördlich der Schweizer Grenze geht es *Hermann Bausinger* (Über die Reichweite von Dialekten), *Konrad Köstlin* (Dialekt als Fachsprache) und anhand spezieller Themen *Erika Bauer* (Mundartecken mit Kanten) und *Ulrich Ammon* (Zur sprachlichen Integrierung der Schwaben im Ruhrgebiet). *Elmar Seebold* (Was tun mit Sprichwörtern?) kritisiert bestehende Sprichwortdefinitionen, stützt aber seinen eigenen Vorschlag (die Funktion des Sprichwortes besteht darin, «zu der Einordnung und Beurteilung einer konkreten Situation tradierte Erfahrung beizusteuern») zu wenig textsortenlinguistisch ab, um etwa sog. «traditionelle Sprichwörter» von sog. «Sprüchen» der Jugendsprache sauber trennen zu können (was ihm ein Anliegen ist). Schliesslich sei mitgeteilt, dass *Peter Dalcher, Paul Kamer* und *Lotti Arter* (Der alt Güüchmaarti und die alte Stumpig) das (auch wieder sozialgeschichtlich und psychologisch faszinierende) mündliche Gedicht eines Innerschweizer Tagelöhners mitteilen.

Alexander Schwarz

GUDRUN SCHWIBBE: Laientheorien zum Krankheitsbild «Krebs». Eine volksmedizinische Untersuchung. Göttingen: Erich Goltze 1989. 195 S., Tab.

Der Untertitel «Eine volksmedizinische Untersuchung» ist irreführend. Die Autorin beruft sich zwar auf Helge Gerndts Plädoyer für theoretisch-methodisches «Modelldenken» (Zeitschrift für Volkskunde 1980, S. 22-36), zielt jedoch an der «Spezifik volkskundlicher Arbeit» (Hermann Bausinger, ebd., S. 1-21), wie sie auch Gerndt begreift, vorbei. Diese schliesst nämlich den Kontext, die historische Tradierung und soziokulturelle Ausprägung von Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen in bezug auf Krankheit und Gesundheit ebenso ein, wie ein Methodenarsenal, das Lebenszusammenhänge und Vermittlungsprozesse sichtbar macht. Die Kritik richtet sich weniger gegen das quantitative Erhebungsinstrument des Fragebogens als vielmehr gegen den eher medizinpsychologisch einzuordnenden Versuch, «subjektive Krankheitstheorien» oder «Laientheorien» als «handlungsrelevante kognitive Strukturen» zu erfassen.

Neben einer Bestandsaufnahme von Laientheorien über Epidemiologie, Ätiologie, Prävention, Diagnose oder Therapie von Krebserkrankungen will Schwibbe eine Beziehung dieser Theorien zu Personen- und Umweltfaktoren wie Alter, Geschlecht, Informiertheit, persönliche Erfahrung sowie verschiedenen Formen des Umgangs mit dieser Krankheit aufweisen. Ihre Itemsammlung umfasst 97 Punkte, ergänzt durch zehn Fragen nach demographischen, sozialen und kommunikativen Parametern. 1100 Personen im südniedersächsischen Raum bekamen 1985/86 den Fragebogen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt, der statistischen Analyse wurde eine Stichprobengrösse von 709 Befragten zugrunde gelegt. Manche Ergebnisse sind erwartbar oder aus anderen Untersuchungen bekannt gewesen: Etwa, dass bildungsbedingte Unterschiede existieren oder persönliche Erfahrungen prägend sind. Dennoch ist die ausgefeilte, deskriptive und explikative Analyse der Antworten beeindruckend, die ein breites Kategorienspektrum zusammenträgt.

Der Haupteinwand bleibt: Der Anspruch auf exakte theoretische Herleitung des Forschungsgegenstands und präzise Entwicklung der Untersuchungsmethode gehört gewiss zu einer sich interdisziplinär verstehenden Volksmedizinforschung. Aber wenn sie auf «Strukturmodell» oder «faktoranalytische Prozedur» reduziert wird, erbringt sie vielleicht den Nachweis, dass individuelles Gesundheits- und Krankheitsverhalten und damit auch die Nutzung von Ressourcen des Laien- wie des

professionellen Systems von kognitiven wie emotionalen Strukturen abhängig sind. Zum alltagsnahen Verstehen solcher Muster, ihrer Bedeutungen, Determinaten und Wandlungen trägt das wenig bei. In diesem Punkt haben selbst Autoren der traditionellen Volksmedizinforschung ein ganzheitlicheres Menschenbild. Und Jutta Dornheims Arbeit «Kranksein im dörflichen Alltag» (Tübingen 1983), die Schwibbe wissenschaftstheoretisch kritisiert, führt forschungspraktisch wie erkenntnisleitend weiter, weil der qualitative Zugang differenziertere Perspektiven eröffnet im Sinne einer sozial- wie kulturwissenschaftlich sich verstehenden Volkskunde.

Wolfgang Alber

THOMAS SCHOLZE: Im Lichte der Grossstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag 1990. 199 S., Abb. (Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft, 2).

Der Titel des Buches weckt grosse Erwartungen: Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen, das verspricht eine längst fällige Darstellung der besonderen Zugänge und der bisher erbrachten Leistungen des Fachs zur Lebenswelt der Grossstadt. Der Anspruch wird denn auch am Anfang des Buchs erhoben: «Der vorliegende Abriss will sich in eine Tradition klassisch zu nennender wissenschaftshistorischer Monographien in der Volkskunde einreihen. In diesem Sinne wird eine komplexe Darstellung angestrebt, in der Teile der interdisziplinären Forschung und Diskussion – explizit für die Jahre 1933 ff. – sowie die konkrete gesellschaftliche Bedingt- und Verflochtenheit der Volkskunde bzw. der Gesellschaftswissenschaften insgesamt mitreflektiert sind» (S. 7 f.). Sagen wir es gleich: Das Buch enttäuscht; nicht nur löst es den im Untertitel erhobenen Anspruch nicht ein, sondern es erweist sich von der Perspektive und vom Kenntnisstand her als sehr eingeengt. Generell bewegt sich die Reflexion in erster Linie im Rahmen einer allgemeinen wissenschaftstheoretischen Diskussion, die oft mit Grossstadtforschung nur indirekt zu tun hat. Von konkreten Ergebnissen erfahren wir wenig. Am ehesten überzeugt der erste Teil, der nach einer fachgeschichtlichen Einleitung zum 19. Jahrhundert die Anfänge gegenwartsorientierter Grossstadtforschung nach dem Ersten Weltkrieg nachzeichnet. Scholze behandelt Adolf Spamer und seine Ansätze zur Grossstadtforschung, hebt den programmatischen Anteil von Will-Erich Peuckert hervor (hier bereits Grossstadtforschung mit Arbeiterkulturforschung gleichsetzend) und betont zurecht Leopold Schmidts wertvolle Untersuchungen zur Wiener Stadtvolkskunde. Eingehend wird die Zeit des Nationalsozialismus referiert. Der dritte Teil ist mit «Grossstadtforschung nach dem Zweiten Weltkrieg» überschrieben. Nochmals wird ein Blick auf die Wiener Volkskunde geworfen, dann aber ausgiebig Wilhelm Brepohls «Industrievolkskunde» besprochen. Sie kommt in Scholzes Urteil schlecht weg. Schliesslich mündet die Untersuchung in eine breite Darstellung der «kritischen Volkskunde» der Tübinger Schule, die nun einsam das reflektorische Podium des Autors beherrscht. Das soll eine wissenschaftshistorische Monographie der Stadtvolkskunde sein: kein Blick auf die Leistungen in benachbarten Ländern wie etwa in Frankreich, wo gerade die Stadtethnologie Bedeutendes hervorgebracht hat. Unergründbar bleibt auch, wieso Arbeiten aus der deutschen Schweiz ausgeklammert bleiben, einzelne österreichische Untersuchungen aber referiert werden. In Deutschland selber überraschen eine Willkür und eine Einseitigkeit in der Auswahl, die wohl auf mangelnder Information beruht: kein Wort z.B. zu den Leistungen der Frankfurter Schule um Ina-Maria Greverus, keine Zeile über die Untersuchungen zu städtischen Fasnachtsfesten und Fasnachtsvereinigungen, wie sie für Mainz unter Herbert Schwedt geschrieben wurden, keine Ahnung auch von den Arbeiten Roland Girtlers in Wien über die Randgruppen in dieser Stadt, der zwar offiziell als Soziologe firmiert, dessen Untersuchungen man mit gleichem Recht wie die Brepohls zu volkskundlichen Zugängen rechnen kann usw. Dafür fällt das apodikitsche Urteil Seite 161: «Diese defizitäre Situation [der Grossstadtforschung] wird durch das weitgehende Fehlen exemplarischer Arbeitsergebnisse für die jüngste Vergangenheit verstärkt.» Bei soviel

Ahnungslosigkeit, an der auch die reichlichen Zitate von Volkskunde-Theoretikern der DDR nichts ändern, wäre mehr Zurückhaltung in der Beurteilung und Verurteilung früherer deutscher Volkskundler angebracht gewesen. Von einer modernen Grossstadtvolkskunde ist eine Darstellung der wichtigsten Forschungsschwerpunkte und -themen zu erwarten. Davon ist in Scholzes Buch keine Rede.

Paul Hugger

WILDE MASKEN. Ein anderer Blick auf die Fasnacht. Begleitband zu einer Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses, 26. Januar bis 5. März 1989. Hrsg. von einer Arbeitsgruppe am Ludwig-Uhland-Institut unter der Leitung von Gottfried Korff. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1989. 197 S., Abb.

Mit neuem Material aus dem Kreis Konstanz, Ergebnis einer Feldforschung im Februar 1988, macht sich das Tübinger Volkskundlerteam erneut hinter den nach wie vor umstrittenen Brauchtumskomplex Fasnacht, um den Begleitband zu einer Maskenausstellung text- und bildreich auszustaffieren. Bewusst werden da wilde Masken in den Gegensatz zu den sog. altehrwürdigen, standardisierten Brauchtums- und Zunftmasken gestellt und abgegrenzt, lebensnahe und authentische Masken ohne Brauchtumsritual und ohne Patina. Es sind dies Masken, die für den Moment erdacht und gemacht sind, aktuell und schnell vergänglich, z.T. aus unbeständigem Material geschaffen. Als Ausdrucksformen der Bastelei (bricolage) entstehen sie aus von jeder Konvention und Bindung freiem Werken, Spekulieren und Kombinieren. Sie sind Neuschöpfungen mittels Montage und Collage, mittels Kombinieren von Versatzstücken verschiedenster Provenienz. Als Urstoffe dieser Mode-Bastelei dienen Abfälle und Bruchstücke der Industriegesellschaft («odds and ends»).

Die in der Denkweise und Theoriebildung Hermann Bausingers geübte Arbeitsgruppe weiss um die Spannweite und Diffusität des schillernden und leicht missverständlichen Begriffes «wilde Maske». Sie dehnt ihn aus bis hin zu Minimalformen wie gefärbte Haare, angeklebte Wimpern, Schminkzeichen auf Nase, Backe und Stirn oder andere Ausdrucksformen des fasnächtlichen Bodystyling. So werden die Freiräume des närrischen Outfit bei Maske und Kostüm, Accessoires, Attributen und Requisiten unbegrenzt. Dadurch entsteht ein neues Verständnis zu Maske und Wildheit, fernab von der brauchpflegerischen Historisierung und Ästhetisierung der Larven und Kostüme, von Standardisierung der brauchtümlichen Bewegungsabläufe und Schematisierung der fasnächtlichen Choreographie, angeblich zur Verschönerung der Bräuche. Im Verständnis der zahlreichen Mitautoren weist kein Brauch- und Symbolsystem einen so hohen, auf alle Formen der Kreativität gerichteten Aktivitätsgrad auf wie der Karneval: handwerklich, ästhetisch, literarisch, kommunikativ. Mediatoren zur Vermittlung neuer Maskenleitfiguren spielen vornehmlich Comics und das Fernsehen mit ihren typologisierten Grundmustern und Medienstars in Filmen und Fernsehserien (Dallas/Schwarzwaldklinik), in Politik und Sport, Musik (Heino) und Technik (Raumfahrt). Hier liegt grossenteils die Quelle zu neuen, teilweise grotesken Innovationen, unterstützt durch die Versandkataloge der Faschings- und Karnevalsindustrie. So wird Fasnacht vom survival zum revival. Aber auch die neuen Formen der Wildheit sind meist regressiv, sind Reaktionsformen auf die soziokulturelle Differenzierung einer technischen Zivilisation. Dazu gehört namentlich auch die Gasmaske als Element der politischen Protestkultur.

Neben Darstellungen zur Gesamtgeschichte der Fasnacht, zum Fasnachtsvereinsboom im 19. Jahrhundert und zur Popularisierung des Maskenballwesens gibt der Begleitband immer wieder Einblick in z.T. noch keineswegs voll aufgearbeitete Themata, z.B. die «Hexe» als anthropologisches Synonym für «altes Weib», variiert mit der Erweiterung der symbolischen Attribute und durch die Verhässlichung, was letztlich zu politischen Implikationen im Deutschen Bundestag von Frauenseite führte. Mit Bedacht darf man sich auch die kritische Auseinandersetzung mit Fasnachtsbegriffen wie «Gegenwelt, Rollenwechsel, heilsame Anarchie, ein Stück betonte Irrationalität, Rollenabweichung» anlesen. Die Problematisierung dieser in der Fas-

nachtsliteratur oft bemühten Begriffe führe zu deren eigenen Demaskierung. Sie seien Schlagworte. Wohltuend im vorliegenden Sammelband ist die kritische Beurteilung des Medienkarnevals und der Miteinbezug der Rock- und Punk-Ästhetik mit ihren Groteskformen wie Skelettbekleidung usw. in die akutelle Maskenlandschaft.

Bausingers Forschungsansätze und -intensionen der sechziger und siebziger Jahre greifen hier voll. Die Tübinger Denkart geht weit über die reine Deskription historischer und aktueller Zustände hinaus. Der vorliegende Begleitband provoziert nicht nur einen neuen Diskurs zum Fasnachtskomplex in Geschichte und Gegenwart, er ermöglicht und alimentiert ihn auch durch neue Beurteilungsaspekte und -kriterien. Für den zeitorientierten Fasnachtsforscher darf die Lektüre dieses Sammelbandes als ein förmliches «Muss» deklariert werden. Werner Röllin

ILONA P. BRESTYÁNSZKY: Kovács Margit. 5. Aufl. Budapest: Képzőművészeti Kiadó 1985. 221 S., 65 Farbtaf., 147 Abb.

Leben und Werk der 1977 verstorbenen Keramikerin Margit Kovács werden in einem sehr schönen Bilderalbum dem Betrachter nahegebracht. Die im Katalog zusammengefassten Beschreibungen und Schwarzweissfotos am Schluss des Bildbandes geben einen Überblick über das Gesamtwerk der Künstlerin. Hauptstandort ihrer Werke ist das Museum in Szentendre im Haus des György Vastagh, das vielleicht meistbesuchte Museum des ganzen Landes. In den Leinendeckel ist das Monogramm *KM* in kunstvoller Schnürschrift eingeprägt, wie es *K*ovacs *M*argit in zahllosen Werken verwendet hat. So weit spricht das Buch den Leser jeder beliebigen Sprache an. Die Einführung von Ilona P. Brestyánszky ist aber ungarisch gehalten und richtet sich inhaltlich an den an technischen und Stilfragen interessierten Leser. Sorgfältig wird der Werdegang der jungen Künstlerin nachgezeichnet, ihre Lehrjahre im In- und Ausland: Wien, Kopenhagen, Paris, München, ihr Umzug von Győr nach Budapest, ihre Anfänge 1929, im Jahr der einsetzenden europaweiten Rezession, ihre Hingabe an die Kunst trotz finanzieller Bedrängnis, aber auch die stets gegenwärtige Hilfe ihrer Mutter in allen Lebenslagen. Ihre Werke stehen auf der Grenze zwischen Kunstgewerbe und bildender Kunst; sie hat aber die Herkunft ihrer Figuren aus dem Tonblock, der auf der Drehscheibe seine Form erhält, nie verleugnet. Inhaltlich konzentrierte sich Margit Kovács auf die wesentlichen Dinge und Momente im Leben des Menschen (Geburt, Hochzeit, Liebe, Freude, Schmerz, Beruf, Tod); es ist dieses in ihren Werken gespiegelte Wissen um den Menschen, das dem Gesamtwerk Einheitlichkeit und Zeitlosigkeit verleiht.

Brestyánszky stellt Margit Kovács auf eine Stufe mit István Gádor und Géza Gorka. Alle drei gingen sie andere Wege, aber brachten der ungarischen Keramikkunst entscheidende Impulse und Meisterschaft in neuen Techniken. Alle drei setzten sie sich mit dem spannungsreichen Problem der Verarbeitung internationaler Einflüsse in die ungarische traditionelle Volkskunst, ihre Formen und Motivwelt, auseinander. Hinzu kam ein lebenslanges Erforschen verschiedenster Glasuren, Flussmittel und Temperaturen. Die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg bis zu den Ereignissen von 1956 war in Margit Kovács' Schaffen eine Rückbesinnung auf traditionelle Werte und Lebensformen, wie sie sie vor allem aus dem Bauerntum kannte; gleichzeitig schuf sie Grossreliefs zum Thema Handwerk und Arbeitswelt. Die jüngere Generation ging zum Teil andere Wege, indem sie sich archaischen Erscheinungsformen zuwandte, mit Keramik z.B. den Eindruck bemooster Steine schaffen wollte. Auch bei Margit Kovács gibt es archaische Elemente, so, wenn sie Chamotte-Figuren ohne Glasur und ohne Bemalung allein durch die Form und durch das spröde Material wirken lässt. Im wesentlichen ist ihre Kunst aber aus der Wiener Werkstätte und ihren Genre-Figuren entstanden. Romanische Bauernfiguren von Kapitellen, gotische Heiligenfiguren, byzantinische Ikonen und Mosaike, aber auch das Bauhaus prägten als Vorbilder ihre Gefässe, Reliefs und Kleinplastiken. Erste Erfahrungen mit Chamotte und den Möglichkeiten dieses festeren Materials, als es

Ton ist, sammelte sie als junges Mädchen in Sèvres nahe Paris; bei der ihr eigenen systematischen Erforschung neuer Ausdrucksformen gelangte sie nach 1956 zurück zu Chamotte und lernte nun, Grossplastiken herzustellen. Auch inhaltlich änderte sie die Skala der zum Ausdruck kommenden Gefühle, indem viele Figuren ironische Züge tragen. Am Schluss steht die Auseinandersetzung mit dem eigenen Tod. Bezeichnend für die reife Künstlerin ist die gleichzeitige Verwendung verschiedener Ausdrucksmöglichkeiten, über die sie nach Bedarf virtuos verfügte. Paula Hefti

RUTH KILIAN/MICHAELA NEUKUM/SIGRID SANGL/BETTINA ULMANN: Schreinerhandwerk in Franken. Studien zu Bamberg, Coburg und Kitzingen. Mit einem Vorwort von Michaela Neukum. Würzburg: Bayer. Blätter für Volkskunde 1988. 272 S., 55 Abb., 10 graph. Darst., 13 Tab. u. Übersichten (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 31).

In bewährt bescheidener Aufmachung (flexibler Einband, Klebebindung, Schreibmaschinenschrift, Flattersatz) vereinigt das inzwischen nicht mehr als wohlfeil zu bezeichnende Reihenbändchen (20.– DM) vier Arbeiten über das «Schreinerhandwerk in Franken», wovon sich drei auf Ober- (Bamberg, Coburg) und eine auf Unterfranken (Kitzingen) beziehen; Mittelfranken als Kernland Frankens ist nicht Gegenstand der Untersuchung. Dem einführenden Aufsatz von *Sigrid Sangl,* einem in Würzburg gehaltenen und die Ergebnisse ihrer Erlanger Dissertation zusammenfassenden Vortrag, der «eine der Voraussetzungen sachlicher wie zeitlicher Art für die folgenden Themen» darstellt, schliessen sich drei gekürzte Magisterarbeiten der Nachwuchsvolkskundlerinnen *Ruth Kilian, Michaela Neukum* und *Bettina Ulmann* an, deren gemeinsames Ausstellungsprojekt («Fränkisches Volksleben im 19. Jahrhundert, Wunschbilder und Wirklichkeit, Möbel – Keramik – Textil in Unterfranken 1814–1914» in Würzburg 1985/86) den Anlass für die generell notwendige Beschäftigung mit archivalischen Quellen, hier hauptsächlich des 19. Jh., lieferte. Ziel der Zusammenfassung der drei Magisterarbeiten in einem Buch ist die Gegenüberstellung des Materials von Unterfranken und Oberfranken, Kleinstadt und Residenzstadt, örtlicher Begrenzung und regionaler Ausbreitung, das Einblick geben soll in sowohl die Unterschiedlichkeit des Schreinerhandwerks im Einzelfall als auch die Ähnlichkeit des Schreinergewerbes im Entwicklungsverlauf des 19. Jh., in das fast revolutionäre Umstellungen fallen: Umstrukturierung und Neuorientierung in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, Neuerungen in Handwerk und Technik, besonders aber «die Entwicklung der Zünfte zu Gewerbevereinen, ihr Kampf um Erhalt früherer wirtschaftlicher Stärke und sozialer Bedeutung und ihre Auflösung mit Einführung der Gewerbefreiheit» (S. 7). – Völlig unverständlich in diesem Zusammenhang allerdings, warum im *Vorwort* von *Michaela Neukum* (S. 7–8) fälschlicherweise nur die Bamberger und Coburger Arbeit, offensichtlich im Gegensatz zur Kitzinger, als «bayerische» (wenn schon, dann bitteschön «baierische») Arbeit bezeichnet wird (S. 8); alle drei Magisterarbeiten sind jedoch fränkische und bayerische Arbeiten zugleich!

Der als *Einführung* gedachte Aufsatz «Das Bamberger Hofschreinerhandwerk des 18. Jahrhunderts» (S. 9–28) von *Sigrid Sangl* befasst sich hauptsächlich mit der Schreinerzunft des 18. Jahrhunderts und dem Hofschreinerhandwerk, wobei besonders das Berufsbild des elitären Hofschreiners zu verwandten Berufen wie Schreiner und Zimmermann, Schreiner und Bildhauer, Schreiner und Bildschnitzer, Schreiner und Drechsler, Schreiner und Tapezierer, Schreiner und Sattler abgegrenzt wird.

Im *Hauptteil* macht *Michaela Neukum* «Das oberfränkische Schreinerhandwerk im 19. Jahrhundert» (S. 29–123) zum Thema. Der Schwerpunkt der Arbeit konzentriert sich auf die Ausbildung im Schreinerhandwerk: Lehre und Lehrlingsbuch; Gesellenzeit, Wanderschaft und Wanderbuch; Gesellenzeit in Klöstern und fremde Gesellen; Herberge und Gesellengebot; Meisterwerdung, -stück, Besitzverhältnisse und Nebenerwerb; Möbelmagazine (-handlungen), Stadt-Land-Beziehung und Gewer-

bekataster. Bestätigt wird hier auch für Oberfranken, dass auch die Schreiner Nebenerwerbshandwerker waren und ohne eigene Landwirtschaft ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten konnten (S. 74). Vortrefflich: Die Schilderung der ersten industriellen Schreinerarbeiten (1852), der ersten Möbelhandlungen (1816) und der geänderten Stadt-Land-(Orthographie hier durchgehend falsch!) Beziehung (ab 1804) mit ihren umwälzenden wirtschaftlichen und sozialen Folgeerscheinungen im äussersten Norden Bayerns.

Die Untersuchung «Das Schreinerhandwerk der Stadt Kitzingen im 19. Jahrhundert» (S. 125–212) von *Ruth Kilian* – heute als Nachfolgerin des Rezensenten (von der völlig inkompetenten bürokratischen Hierarchie in Oberschönenfeld abgesehen) erfolgreich bewährte eigentliche Leiterin des Bauernmuseums in Maihingen (bei Nördlingen) mit seiner einzigartig zusammengetragenen und in für Bayern beispielhaft didaktisch aufbereiteten Möbelsammlung – beschäftigt sich für Unterfranken mit fast der gleichen Thematik, nämlich ebenfalls der Schreinerausbildung (Lehre, Gesellenzeit, Meisterannahme), wobei auch hier wieder die Ausführungen über die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen der Veränderungen im 19. Jahrhundert (Konzessionserteilungen, Meisterbeschränkungen, Gewerbsbeeinträchtigungen, Erwerbsgebiete, ökonomische Verhältnisse) das ganz besondere volkskundliche Interesse wecken.

Den *Abschluss* des Sammelbandes bildet die Arbeit «Das Schreinerhandwerk der Stadt Coburg im 19. Jahrhundert» (S. 213–259) von *Bettina Ulmann.* Schwerpunkte ihrer Arbeit sind neben der Schreinerausbildung (Aufdingen, Lehrzeit, Lossprechen) die Bildungs- und Versorgungseinrichtungen für das Handwerk (z. B. Technologische Gesellschaft, Gewerbeverein, Sonntagsschule) sowie Rechte und Pflichten von Gesellen und Meistern, deren Zunftorganisation (Aufbau, Aufnahmebedingungen, Aufgaben, Grenzen, Auseinandersetzungen), Arbeit (Preisfestsetzung, Möbelmagazine, Pfuscherei), Leben und Freizeitgestaltung (Bruderschaften).

Gemeinsam ist den drei Magisterarbeiten der altgedienten Wissenschaftlern offensichtlich verlorengegangene Mut, die in den Quellen verbürgten Einzelbeispiele immer wieder heraus- und anschaulich darzustellen. Dies macht die an sich trockene Materie ungemein lebendig. Leider ist den Arbeiten aber auch eine mangelnde schlüssige Haupt- und Untergliederung gemeinsam, deren Systematik und Logik niemals aus dem Inhaltsverzeichnis, bestenfalls aus dem Text, mit dem es oft nicht übereinstimmt, nur ausserordentlich mühsam zu erschliessen ist. Wenn man schon partout maschinenschriftliche Unterstreichungen, halbfette Hervorhebungen, gesperrte Schreibungen, unterschiedliche Buchstabengrössen und andere bewährte Gliederungselemente (Versalien, Einrückungen, verschieden hohe Zeilendurchschüsse) aus falsch verstandener Ästhetik nicht mag oder dazu technisch nicht imstande ist, so müsste es doch um Himmels willen möglich sein, in alter Manier durchzunumerieren und -buchstabieren, wie es jahrhundertelang üblich war im ehrsamen Druckgewerbe. Dies sind, so meine ich, die Autoren, die Herausgeber, die Bearbeiter und die Redakteure ihren Lesern einfach schuldig in einer Zeit, in der es gilt, sich rasch, problemlos und ergiebig über einen Titel zu informieren.

Versöhnlich stimmt dann aber wieder das (gemeinsame) *Literaturverzeichnis,* das mit seinen 183 Titeln übersichtlich konzipiert (Einrückungen, Durchschüsse!) und überaus stattlich ausgefallen ist. Helmut Sperber

VOLKSLEBEN, KIRCHE UND OBRIGKEIT in Schleswig-Holstein von der Reformation bis ins 19. Jahrhundert. Mit Beiträgen von Frauke Rehder, Annelise Stobinsky, Susanne Dettlaff und einem Vorwort von Karl-S. Kramer. Neumünster: Wachholtz 1989. 452 S. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 21).

Die vorliegende Publikation dreier Kieler Magisterarbeiten basiert auf der Quellenkartei des Volkskundlichen Seminars; sie enthält «Nachrichten aus Archivalien, die der obrigkeitlichen Verwaltungstätigkeit... sowie der Kirche entstammen.

Nachrichten dieser Art wurden... seit der Gründung der Kieler Blätter zur Volkskunde 1969 wie auch in Buchveröffentlichungen» (S. 7) verwendet und seitdem für eine systematische, von K.-S. Kramer angeregte und konsequent fortgeführte Erforschung der Volkskultur in Schleswig-Holstein genutzt. Kramers Einleitung thematisiert diesen Forschungskontext unter der Frage: «Was können uns obrigkeitliche Quellen über Volksleben sagen?» Diese Quellengruppe besteht – neben allgemeinen Archivalien aller Art – vor allem aus Amtsrechnungen und «Brücheregistern» (Verzeichnisse der von der Niedergerichtsbarkeit verhängten Geldstrafen), die in den drei Arbeiten vorrangig Anwendung finden.

«Volksfrömmigkeit und Kirchenzucht» im 16. Jahrhundert untersucht die erste Arbeit. Sie fragt nach den Triebkräften der kirchlichen Erziehungspolitik im Gefolge der Reformation, nach dem alltäglichen Umgang der einfachen Leute mit dem neuen Glauben und nach seinen «Formen der Volksfrömmigkeit». Im Zentrum steht die genaue Beschreibung von «kirchlichen Verrichtungen» aller Art, Verstössen gegen kirchliche Gebote und Konflikten zwischen Pfarrern und Gemeinden. Dass in den benutzten Quellen sich weniger «innerliche Frömmigkeit» spiegelt, sondern dass «Religionsausübung den Charakter eines... Aufgabenkataloges» erhält, vermag kaum zu verwundern. «Widerspenstigkeit... deutliche Ablehnung der Kirche» werden vielmehr aktenkundig. Eine «gewisse Gläubigkeit», von d. Vf. konstatiert und «wohl eher in den Bereich magischen Denkens» (S. 142) verweisend, würde Befunde für diese Zeit aus anderen Regionen bestätigen. Schade, dass der «Bereich der magischen Praktiken und deren Verfolgung» a priori ausgeschlossen wurde; Umfang und Analyse eines solchen (wichtigen und spannenden Unterfangens) würden freilich in Richtung einer Dissertation weisen.

Der zweiten Arbeit dienen Polizeiordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts als Quelle für die Frage, «welche Bräuche bei Geburt, Verlobung, Hochzeit und Tod in Schleswig-Holstein geübt wurden» (S. 173). Über die bereits vorliegende Forschung hinaus zielt d. Vf. auf mehr als die «Gesetzeswirklichkeit»: ihr geht es um die reale Durchsetzung der Gebote, um die Frage, «ob und wie weit die Ordnungen auf das Leben der Menschen eingewirkt haben und ob obrigkeitliche Strafe in voller Härte durchgesetzt wurde» (S. 174 f.). Zeitgenössische Quellen – Chroniken, Gerichtsakten – und Quellenkritik relativieren die obrigkeitliche Sicht der Ordnungen; Rechtsüberschreitungen und gängige Rechtspraxis zeitigen in komparatistischer Sicht interessante, z. T. kontrastierende Befunde. Diskrepanzen zwischen Normen und Realität – zwischen Kirche und Staat, zwischen Obrigkeit (die normiert und straft) und Dorfgemeinde (die kontrolliert, rügt und sanktioniert) etwa lassen erkennen, dass «die Obrigkeit nur Höchstmasse festsetzt» (die meist nicht angelegt werden); «die Dorfgemeinschaft dagegen scheint Mindestanforderungen zu stellen. Werden die nicht erfüllt, kann es zur Rüge kommen» (S. 268).

Gegenstand der dritten Arbeit sind die sog. Leichtfertigkeitsfälle unter den Unzuchtsdelikten, wobei die «sittlich-rechtliche Stellung der Frau», speziell der ledigen, im Zentrum steht. Thema sind auch hier «die Auswirkungen obrigkeitlichen Rechtes auf das Alltagsleben der unteren Schichten» sowie «die Darstellung der Kirche als Machtfaktor im Rechtsleben» (S. 313). Bei Ehebruch als schwerstem Vergehen in der Niedergerichtsbarkeit hatte in Schleswig-Holstein der Mann beim ersten Normverstoss für beide Seiten zu zahlen. «Erst im Wiederholungsfalle wurde auch die Frau gerichtlich belangt» (S. 382). Für ledige Mütter bedeuteten die harten staatlichen und kirchlichen Strafen Ehrverlust, Ehehindernis und – da sie meist Mägde waren – existentielle Not. Trotz Wandels im Strafvollzug blieben sie die untersuchten vier Jahrhunderte hindurch rechtlich und sozial benachteiligt.

Grosse und wichtige Quellenbestände zur Volkskunde systematisch und gründlich erarbeitet zu haben ist das grosse Verdienst dieser Arbeiten (und derer, die sie angeregt haben). Und drei wichtige und gute Magisterarbeiten dem Fachdiskurs zugänglich gemacht zu haben ist das dankenswerte Verdienst der Herausgeber.

Für die weitere Erforschung von Volksfrömmigkeit freilich stellt sich die Frage nach dem Sinn, der Reichweite solcher Vorhaben. Soll den Formen und Problemen

religiöser Populärkultur nachgegangen werden, so wäre dies vorrangig zu leisten in engerem zeitlichen und regionalen Kontext, um so zu qualitativen Ergebnissen zu gelangen; David Gugerlis Zürcher Dissertation «Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert» wäre dafür ein Beispiel. Dies müsste m.E. der weitere Weg sein, will sich die Volkskunde in diesem wichtigen Forschungsfeld – als einem Teil der Mentalitätsgeschichte – behaupten. Christel Köhle-Hezinger

NAHE AM WASSER. Eine Frau aus dem Schönhengstgau erzählt aus ihrem Leben. Eine Dokumentation zur volkskundlichen Biographieforschung. Hrsg. und kommentiert von Hans Schuhladen und Georg R. Schroubek. München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1989. 200 S. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 9).

«Dieses Buch gibt eine mündlich erzählte Lebensgeschichte wieder. Es will ein persönliches Buch sein: zunächst die Erzählung über eine Persönlichkeit, nämlich Frau H.; dann aber auch ein Zeugnis darüber, wie Frau H. zu uns sprach und wie wir uns ansprechen liessen; schliesslich ein Versuch, unser Angesprochensein wissenschaftlich zu diskutieren. Auch und gerade als ein persönliches Buch möchte es unkontrollierten Subjektivismus meiden.» So beginnt die Dokumentation «für eine in der Erzählung gedeutete Lebensgeschichte». Das weckt Interesse, aber auch Skepsis. Eine Darstellung der gängigen biographischen Methoden und Interpretationsansätze in Geschichte, Soziologie und Volkskunde geht dem Kommentar und dem transkribierten Gespräch von Schuhladen/Schroubek mit Frau H. voraus.

Schuhladen hatte die 1911 geborene Frau H. durch Zufall kennengelernt, als er 1983 durch die DDR reiste. Die beiden schrieben sich danach Briefe. Schuhladen lud sie ein Jahr später zu einem Besuch in die BRD ein, worauf er und Schroubek erwogen, «uns bei dieser Gelegenheit von Frau H. ihre Lebensgeschichte erzählen zu lassen, um sie später zu veröffentlichen. Frau H. gab auf eine schriftliche Anfrage hin ihre Zustimmung zu Gespräch und Publikation.» Es ist selten genug, dass Wissenschafter solche Umstände bekanntgeben! In diesem Fall sind sie sich nicht bewusst, dass Frau H. das Gespräch über ihre Lebensgeschichte als Gegenleistung für den Aufenthalt in der BRD aufgefasst haben könnte.

Die beiden Volkskundler schildern Gesprächsführung und -verlauf in Form eines narrativen Interviews detailliert; in der Transkription geben sie nicht preis, wer was gefragt hat. Sie wollen die Lebensgeschichte der Frau H. nicht in erster Linie als Dokument für eine «Oral History» sehen, «sondern als Quelle zur Bewusstseinsforschung. Es geht um die Frage, wie in einer wertmässig ziemlich einheitlich geprägten ländlichen Lebenswelt Orientierungsmuster internalisiert und reproduziert werden, wie sich Typisierungen im Wissensvorrat sedimentiert und in der Erzählung aktualisiert finden.» Verschiedene Interpretationsansätze werden angewandt, die nach einer kurzen Skizzierung des regionalen und historischen Hintergrunds zur Verarbeitung von Lebensschicksal und subjektiver Geschichtserfahrung im Erzählen überleiten.

Der verschachtelte Kommentar folgt der Chronologie von Frau H.'s Biographie, die als Sudetendeutsche bis 1933 im böhmischen Abtsdorf aufwächst, nach der Heirat mit dem Handwerker in die mährische Stadt Zwittau zieht, 1945 mit den 2 Kindern aus Abtsdorf weggewiesen wird, das seit 1938 zum «Reichsgau Sudetendeutschland» gehört, und dann in der DDR wohnt.

Um die Zeitgeschichte kommen die Kommentatoren nicht herum. Frau H. ist eine Vertriebene. Das Erleben der Vertreibung nach Ende des 2. Weltkrieges prägt ihre Biographie und auch ihre nicht eben vorteilhafte Meinung über die Tschechen. Es ist leichtfertig, wie die beiden Forscher Lutz Niethammers Feststellung wegwischen, dass nicht nur für die kleinen Leute die «Unrechtserfahrung der Vertreibung ... eine heilsame Narkose gewesen» sei «gegenüber der Wahrnehmung des Unrechts», das in der Zeit davor durch die eigene Seite zu verantworten war.

Es ist nicht von Bedeutung, ob sich Frau H. richtig oder überhaupt an welthistorische Daten erinnert, sondern wie sie das Erlebte heute in ihrer Erinnerung vor anderen rekonstruiert. Der Kommentar konfrontiert Frau H.'s Erinnerungen mit viel einschlägiger Literatur, nimmt die Facetten ihrer Biographie auseinander und wägt dauernd ab, um abschliessend festzuhalten: «Erlebte Vergangenheit ist offenbar mehr als lediglich im Gedächtnis (...) Gespeichertes.» Und gerade dies haben uns die Autoren vorenthalten. May B. Broda

ALBERT HAUSER: Was für ein Leben. Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert. Zürich: Neue Zürcher Zeitung 1987. 363 S., Abb.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigten sich Kunsthistoriker, Nationalökonomen und Geschichtsforscher mit historischen Lebensformen und Sachgütern. Das, was sie als «Privataltertümer» oder wie Moriz Heyne als «Hausaltertümer» bezeichneten, war naturgemäss durch den fachlichen Blickwinkel beschränkt. Als Philologe und Germanist wandte sich Heyne um die Jahrhundertwende den «äusseren Altertümern» zu und entwickelte methodisch ausgehend von einer linguistischen Analyse ein breites Panorama des «Wohnungswesens» (1899), des «Nahrungswesens» (1901) und der «Körperpflege und Kleidung» (1903) von den «ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert». Das ursprünglich auf fünf Bände angelegte Werk wurde durch seinen Tod 1906 abgebrochen; 1908 konnte noch ein Band «Das altdeutsche Handwerk» aus seinem Nachlass erscheinen. Wie auch immer der wissenschaftliche Ertrag dieser Werke heute anzusetzen ist, so ist doch zu würdigen, dass sich hier ein Wissenschaftler erstmals unter dem Aspekt «Wörter und Sachen» dem täglichen Leben der Vergangenheit genähert und versucht hatte, Realien und Lebensformen zu rekonstruieren. Dass ein solches Unternehmen nicht mit den Methoden der Philologie zu bewältigen ist, liegt auf der Hand, und so versucht man heute, wie etwa Philippe Ariès und Georges Duby, mit dem grossangelegten fünfbändigen Werk «Geschichte des privaten Lebens» die kulturellen, religiösen, sozialen, moralischen und symbolischen Ausdrucksformen sowie den Formenwandel der Privatsphäre in einem historisch-chronologischen Zusammenhang darzustellen.

Dieser Versuch, die subjektiven Lebensformen vor dem Hintergrund der Realien und der konkreten Lebensverhältnisse zu rekonstruieren, d. h. Erziehungsgewohnheiten und Körpererfahrungen, öffentliche und private Verhaltensweisen, Bräuche und Meinungen, Essgewohnheiten ebenso wie Geselligkeitsformen sowie Empfindungs- und Denkweisen zu beschreiben, ist den Vertretern der neuen Geschichtswissenschaft in Frankreich zu verdanken, die damit neue Massstäbe setzen. Ihr Versuch, historische Lebensformen des Alltags im Abendland darzustellen, ist gewissermassen Geschichtsschreibung von innen, sie liefert damit das Material für eine «Soziologie der Kultur, der Moral und der Leidenschaften» und damit einen Schlüssel zum Verständnis einer vergangenen Welt. Das Quellenmaterial ist naturgemäss heterogen und ungeordnet, und es kommt hinzu, dass authentische Zeugnisse zum «Privatleben» früher Epochen nicht gerade unter diesem Begriff des 19. Jahrhunderts abgefasst sind. Eine historische Epoche zu beschreiben, deren Mentalität und Lebensweise meist nur durch indirekte Zeugnisse zu erschliessen sind, birgt immer die Gefahr in sich, bewusst oder unbewusst moderne Massstäbe und Erkenntnisse einfliessen zu lassen. Dass es in diesem Falle keine absolute Objektivität gibt, wird jedem bewusst sein, der sich mit historischem Material befasst.

Auch Hauser ist sich dessen bewusst, dass wir immer in Gefahr sind, «das Leben unserer Vorfahren mit unseren heutigen Augen zu betrachten», auch wenn die ökonomischen und sozialen Voraussetzungen völlig anderer Art sind als die unsrigen.

Unter dieser Prämisse und eingedenk der Relativität historischer Erkenntnisse bietet Hauser eine fesselnde Schilderung schweizerischen Lebens vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Seine durch zahlreiche Quellenzitate belegte Darstellung umfasst

alle Bereiche des täglichen Lebens vom Arbeiten und Wohnen über Ernährung und Kleidung bis zu Fest, Spiel und Tanz. Er beginnt mit der «modernen» Fragestellung nach der Umwelt. Raubbau an den Wäldern, Lawinengefahr, Trinkwasserverseuchung, epidemische Krankheiten waren Probleme, mit denen sich die Menschen des 15. Jahrhunderts genauso auseinandersetzen mussten wie die der Gegenwart. Hinzu kamen verheerende Feuersbrünste und die Unsicherheit der Natur; noch im 17. Jahrhundert werden im Zürcher und Schaffhauser Gebiet rund dreissig Wölfe erlegt, die Menschen und Vieh gerissen hatten.

Hauser beschreibt das Verhältnis des spätmittelalterlichen Menschen zur Natur als ein gläubiges: «Unsere Vorfahren erlebten die Natur als majestätisches System vorgegebener, gesetzhafter logoshafter Ordnung.» Diese Naturbeziehung war von einer starken emotionalen Energie gekennzeichnet, die die Menschen dieser Zeit freilich nicht hinderte, die von Dämonen und Geistern belebte Natur zu manipulieren und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Vereinzelt regt sich jedoch schon das Bewusstsein, dass man die natürlichen Ressourcen schützen müsse, besonders den Wald, der Schutz vor Lawinen bot, aber auch bestimmte Tierarten.

Im Kapitel «Raum und Zeit» geht Hauser auf das Weltbild des mittelalterlichen Menschen ein. Die Überwindung des Raumes war durch die Fortbewegungsmittel der Zeit bestimmt, zudem gefährlich, wie Itinerare sowie Reise- und Pilgerberichte zeigen. Auch das Verhältnis zur Zeit entsprach den natürlichen Abläufen von Tag und Nacht; erst die Klöster strukturierten die Zeit und entwickelten so einen neuen Zeitbegriff. Über die Kalender drang ein neues Zeitbewusstsein in die Bevölkerung ein, aber Unglücks- und «verworfene» Tage beschränkten die Aktivitäten. Arbeit war «Mühe, Not, Anstrengung und Leiden», der Mangel an Geräten und Werkzeugen machte erfinderisch, doch war letztlich alles körperliche bzw. Hand-Arbeit. Durch Feiertags- und Sittenmandate suchte die protestantische Kirche mit Hilfe der Obrigkeit Einfluss auf die Arbeitsgesinnung zu gewinnen. Das Zwinglianische Arbeitsethos hielt nicht viel von der Sonntagsruhe. «Ich weiss wohl», schreibt Zwingli, «dass es Gott wohlgefälliger wäre, wenn man am Sonntag, nachdem man den Gottesdienst in richtiger Weise zu Ende geführt, mähen, schneiden, heuen oder andere notwendigen Arbeiten verrichten würde, statt sich liederlichem Müssiggang hinzugeben.» Gesellenordnungen jener Zeit (die bis ins 18. Jahrhundert hinein galten) setzen eine Arbeitszeit von 14 Stunden täglich, abzüglich ca. 2 Stunden Pause, fest; dabei war die Kaufkraft des Geldes äusserst gering. Noch im 18. Jahrhundert arbeitete ein Handwerker 45 Minuten für ein Pfund Brot, heute sind es knapp zwei Minuten, wie Hauser aufgrund eines von ihm selbst für Zürich aufgestellten Preisindexes nachweist.

Wohnen und «geistige Hauskultur», Kleidung, Volksfrömmigkeit, Volksmedizin, Sport und Spiel sind weitere Themen, die Hauser detailreich und im Rückgriff auf schweizerische Quellen behandelt. Als «Institutionen der Stabilität» bezeichnet er Ehe und Familie, Gemeinde und Bruderschaften. In einem weiteren Abschnitt handelt er den Hausbereich, Wehrbereitschaft, Recht, Heimat und Nation als «Garanten der Sicherheit» ab. Dabei zeigt er, wie ausgehend von einem konkret räumlichen Heimatbegriff sich dieser zu einem sozial-kulturellen Begriff wandelt, und führt als Zeugnis des Heimatbewusstseins die Ortsneckereien an. Hier wäre zweifellos eine differenziertere und die Quellen eingehender berücksichtigende Darstellung der Entwicklung des Heimatbegriffes in der Schweiz wünschenswert, die an entsprechende ausserschweizerische Forschungen anschliesst.

Eines der wesentlichsten Kapitel, auch von der Intention des Autors her, steht unter dem Titel «Leitbilder und Leitgestalten». Hier bemerkt er richtig, dass es « Ziel einer Gesellschaft (sei), möglichst viele ihrer Glieder zu einem Verhalten zu bringen, das es erlaubt, die angestrebten Werte zu realisieren». Die rhetorische Frage, wie Leitbilder entstehen, ihre Akzeptanz und ihre Verbindlichkeit kann freilich im Rahmen eines solchen Werkes nicht gelöst werden. Dabei darf man wohl die pauschale Behauptung: «Auch die Wertordnungen und Leitbilder unserer Vorfahren änderten sich dauernd» in Zweifel ziehen. Auch hier wäre ein etwas mehr fundierter soziologischer Ansatz sowie eine präzisere Begrifflichkeit von Nutzen gewesen. Aus gutem

Grund sprechen etwa die französischen Historiker nicht von Leitbildern und Wertordnungen, sondern von dem «Willen zur Kultur», nämlich der «Arbeit des Menschen an sich selbst, die ... wie jede Tradition nicht gelehrt oder mit Gewalt eingeführt werden kann» (Paul Veyne). Am Beispiel von Volkslied und Volksschauspiel versucht Hauser, die Vermittlung von Leitbildern nachzuweisen. Dabei unterläuft ihm der Fehler, dass er offenbar «irgend eine Meistergesangsschule» in Deutschland als Ausbildungsstätte für Volksliedsänger hält. Hier enttäuscht die Darstellung methodisch und inhaltlich, denn die Ergebnisse dieser Kurzinterpretationen bleiben oberflächlich und undifferenziert.

Ähnliches gilt auch für den Abschnitt über Volksschauspiel und Drama; hier wird eine Gelegenheit verschenkt, Bibelexegese, Moraldidaktik und Glaubenskampf in der Reformationszeit differenzierter aus zeitgenössischen Quellen und in ihrer Wirkung auf den bürgerlichen Alltag darzustellen. Relativ ausführlich geht er im Rahmen dieses Themas auf « Malerei und Skulptur» ein und versucht, aus ikonographischen Programmen jenes Zeitraumes, der die Epochen der Romantik und Gotik bis zum Barock umfasst, Leitbilder und Leitgestalten auszumachen. Dass dies nur punktuell möglich ist, liegt auf der Hand. In diesem Zusammenhang geht er auch auf Sagen und Sprichwörter ein. Natürlich gibt es sog. «Warnsagen», die vor frevelhaftem Tun warnen sollen, aber inwieweit etwa Herkunfts- bzw. Abstammungssagen, d. h. genealogische Sagen, Leitbilder vermitteln, ist unklar. In erster Linie dienen sie dazu, die exklusive Herkunft eines Geschlechts, einer Familie zu erklären – wo bleibt der Leitbildcharakter, wenn die Stammutter etwa ein Naturdämon ist (Lusignan, Diemringer u. a.)?

Dass «Starke Männer» in der Sage bewundert werden, liegt, wie der Autor an anderer Stelle schreibt, an der Dominanz körperlicher Kräfte in einer Zeit, die keine Maschinen und kaum technische Hilfsmittel kannte, aber inwiefern können sie als «Leitgestalten» gelten? Auch die Sennenpuppensage, die in diesem Zusammenhang angeführt wird, lässt sich durchaus anders interpretieren, wie Leopold Schmidt zeigt. Das «Leitbild», das sie vermittelt, ist das einer depravierten Sexualität in einer engen, durch die Abhängigkeiten von der Natur und den Herrschaftsverhältnissen bestimmten (berg-)bäuerlichen Welt, in der die gesellschaftlichen Beziehungen nicht einsichtig gemacht werden, sondern mythische Mächte das Dasein der Menschen schicksalhaft bestimmen und die Einhaltung von Normen durch übernatürliche Kräfte sanktioniert wird. Dass andererseits Sagen «eine volkstümliche Lehre zur Bewältigung des Lebens dar»(stellen), widerspricht dem nicht. Die «Moral» der Sagen und die «Weisheit» der Sprichwörter sowie ihr Anspruch auf Allgemeingültigkeit ist durchaus anfechtbar, zumindest sind sie gegen jeden (geistigen und kulturellen) Fortschritt gerichtet, und es entsteht die berechtigte Frage, wem die durch diese « Leitbilder» vermittelten Normen und Wertvorstellungen nützen.

Der Verfasser hütet sich zwar vor einer laudatio temporis acti, doch was er an «Leitbildern» herausarbeitet, ist zwar vordergründig belegbar und richtig, doch versäumt er eine tiefergehende strukturelle Analyse und Interpretation dieser Leitbilder hinsichtlich ihrer Genese (Kirche, Staat, Institution) und vor allem ihrer Wirkungen auf die Gesellschaft.

Doch sollen diese Einwände den Gesamteindruck dieses materialreichen Werkes nicht mindern. Es ist ein engagiertes Buch, wie schon der Titel zeigt, das dem Leser einen lebendigen Einblick in den «Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert» vermittelt. Es ist anschaulich geschrieben und durch zahlreiche Beispiele und Zitate belegt; es bietet eine Fülle von Details und vermittelt ein Bild spätmittelalterlichen Lebens, das in mancher Hinsicht auch über die Schweiz hinaus gültig ist.

Die Abbildungen sind treffend ausgewählt; sie haben vielfach Quellenwert und illustrieren und ergänzen das im Text Gesagte in vielerlei Hinsicht.

Leander Petzoldt

ALFRED CAMMANN: Heimat Wolhynien. Marburg/Lahn: N. G. Elwert Verlag 1985. 468 S., 70 Abb. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 33).

ALFRED CAMMANN: Heimat Wolhynien – Teil II. Marburg/Lahn: N. G. Elwert Verlag 1988. 451 S., 70 Abb. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 41).

Mit «Heimat Wolhynien» hat sich Alfred Cammann auf die literarische Dokumentation einer Region eingelassen, die er aus eigener (Besuchs-)Anschauung nicht kennt. Das ist als Arbeitspraxis auch für ihn ungewohnt, und das findet seinen Ausdruck in dem Umstand, dass «Heimat Wolhynien» zunächst nur einbändig konzipiert war (keine Teile-Notierung in der Ausgabe 1985). Relativ überraschend und rasch – nur drei Jahre später (1988) – ist ein Fortsetzungsband von ihm da: unter gleichem Titel und mit dem Zusatzvermerk «Teil II». Dessen dringliches Werden evolvierten die durch den ersten Band zur ferneren Mitwirkung ermunterten Rezipienten unter den rückgesiedelten Wolhyniendeutschen und das der extensiven Dokumentation osteuropäischer Siedler deutscher Herkunft verschriebene Engagement des Herausgebers selbst.

Cammanns Unternehmung «Heimat Wolhynien» schreibt die in den 20er und 30er Jahren durch Walter Kuhn, Alfred und Hertha Karasek u. a. explorierte Geschichte deutscher Siedlungskultur im Land zwischen Galizien und Polesien fort; sie supplementiert diese, allerdings nicht expeditiv-beschreibend, sondern retrospektiv-erzählend. Lebensgeschichtliche Erinnerungen, in Interviews abgerufen oder schriftlich in Aufsatzform mitgeteilt, bilden ihr materiales Kernstück. Die Gewährsleute, die seit Anfang 50er Jahre in der Bundesrepublik leben und von hier aus zu Wort kommen, sind in der ersten bzw. zweiten Dekade unseres Jahrhunderts in Wolhynien geboren; sie haben dort Kindheit und Jugend und vereinzelt schon frühe Erwachsenen- und Ehejahre verbracht – dies jedoch zu einer Zeit, in der ihre Erlebensregion («Heimat») im herrschafts- und ethnopolitischen Streitfeld polnischer, nazideutscher und russisch-sowjetischer Interessen lag und das Leben darin sich unsicher und unstet, durch Enteignung, Verschleppung, Rückkehr, Wiederbeginn am alten Platz, abermalige Vertreibung usw. zäsiert, vollzog. So überrascht denn nicht, dass die wiedergegebenen lebensgeschichtlichen Erinnerungen Kindheits- bzw. Jugendzeiterinnerungen sind, die «Leitlinie» (Albrecht Lehmann) dieses episodischen biographischen Erzählens das Entwurzeltwerden (Nicht-Heimisch-Bleiben-Dürfen) ist und die Einzelschicksale weitgehend übereinstimmend von Elternhausverlust, Deportation in ungewisse Fremde («Elend»), Entbehrung, Tod und permanenter Existenzmühe (Waisendasein, Schulverzicht, Hunger, Kinderarbeit) handeln.

Was an den zu Texten geronnenen Lebenserinnerungen überrascht, ist die Sachlichkeit und Nüchternheit, auch Abgeklärtheit, mit der die Erlebenden ihre wolhynische Erfahrungsgeschichte vorbringen. Sie erzählen (i. e. S.) eigentlich nicht, sondern berichten – eindrücklich, aber nicht aufdringlich, betroffen, aber nicht nur ichbezogen. Dieser Sachstil scheint für sie charakteristisch, wird jedoch mit «Distanz» (zeitlich, räumlich, soziokulturell, emotionell), «Vergesslichkeit» oder «Verdrängung» allein kaum hinreichend zu begründen sein. Die – sicher nicht zufällig – dominierenden schriftlich konzipierten Lebenserinnerungen mit ihrer klaren chronologischen Struktur und ihren Schilderungen über die allgemeinen wolhynischen Lebensverhältnisse (Kirchen- und Schulwesen, religiöse Wertedominanz, Hausbau und Wirtschaftsweisen, jahreszeitliche Bräuche und lebenszeitliche Riten, volksmedizinische Heilpraktiken usw.) weisen zusammen mit den wiederabgedruckten und z.T. von just denselben Gewährsleuten verfassten heimatkundlichen Abhandlungen eine andere Erklärung: Die Gewährsleute sind mit den Diskursformen «Biographie» und «Chronik» vertraut; sie schreiben nach gelernten Mustern «Geschichte von unten» – nicht eben allein für sich (Verwandte, Nachfahren), sondern bewusst aussenorientiert für interessierte Dritte und Vierte (Interethnik-, Ost-, Feld-, Erzähl-, Sprach- und Biographieforscher). Ihr Erinnern ist Arbeit, ein Beitrag zur historischen Kulturpflege.

Neben den Erfahrungsberichten und Interviews – jene wünschte man sich weniger «hart» geführt und in der Transkription konsequent (sprech)authentisch! – gehören zu den ausgebreiteten biographischen Materialien noch Briefe (z. B. von nach Übersee Ausgewanderten) und Reiseberichte (z. B. über erst jüngst unternommene Besuchsfahrten in die «Alt-Heimat») sowie – eminent wichtig – historische und aktuelle Photographien. Letztere zeigen Gewährsleute- und Familienportraits, Gruppenaufnahmen (Konfirmanden, Kirchenräte, Posaunenchöre), Dorf-, Kirchen- und Hofansichten, bäuerliches Gerät, Leichenbegängnisse und Grabsteine. Sie lassen Erzähler und erzählte Welt in Momenten und Ausschnitten konkreter erstehen, geben auch den Blick frei für all das, was nicht sprachlich vermittelt wird bzw. werden kann oder was einfach «zwischen den Textzeilen» steht.

Aus drucktechnischen Gründen beschliesst die Bilddokumentation als Anhang den jeweiligen Band. Den eigentlichen Schlussteil je Band bilden jedoch die von Dietmar Wagner mutig erstellten «Motiv- und Sachregister». Beim zweiten Band hätte als Titel «Register» gereicht, denn an traditioneller sprachlicher Überlieferung gab es hier ausser Liedern (diese in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Volksliedarchiv Freiburg textlich und musikwissenschaftlich übrigens vorbildlich ediert), zwei Märchenfragmenten (AT 1525, AT 672) und einer Handvoll Schwänke und Lokalanekdoten (sie hat Wagner als solche nicht erfasst) kaum etwas motivisch-typologisch aufzulisten. Die bedingenden Gründe hierfür lehren die Lebensgeschichten.

Mit «Heimat Wolhynien» hat Alfred Cammann eine Dokumentation vorgelegt, die die Geschichte deutscher Siedler in Wolhynien unter lebensgeschichtlichem Aspekt erhellt. Ihre subjektiven (K.-S. Kramer) bzw. weichen (A. E. Imhof) Quellen repräsentieren eine Überlieferungskategorie, deren nicht allein die Oral History Forschung, sondern notwendig jede komplexe Geschichtsschreibung und Kulturanalyse bedarf. Daher wünscht man Cammanns Sammlung, dass sie lebensgeschichtliche Explorationen auch bei den schweizerdeutschen, jüdischen und polnischen Wolhynien-Immigranten nach sich zieht und sie zusammen mit diesen und im Konnex objektiver Fakten in eine ganzheitliche Siedlungs- und Kulturgeschichte Wolhyniens mündet.

Zum Schluss eine appelative Anmerkung, die nur bedingt in eine Rezension gehört, aber von dort vielleicht am ehesten Resonnanz findet: Alfred Cammann betont in seinen Vorworten, Danksagungen, Kommentaren und Meta-Kommentaren immer wieder, dass er seine volkskundlich-folkloristische Basisarbeit nicht ohne die tatkräftige Unterstützung und technische Versiertheit seiner Frau hätte unternehmen können. Um so befremdlicher stimmt, dass auf keiner der Cammannschen Editionen der Name dieser Frau erscheint. Vielleicht hat sie es sich verbeten, als Mitherausgeber in die bibliographische Nomenklatur einzugehen. Solche Bescheidenheit ehrt, muss aber von seiten Dritter auf Dauer nicht hingenommen werden. Mag Alfred Cammann fürderhin und dem Wunsch seiner Frau entsprechend als alleiniger Herausgeber seiner Publikationen zeichnen; das Ton- und Bildarchiv in Rotenburg/Wümme jedenfalls, dessen Vorhanden- und Sosein uneingeschränkt Frau Cammann zu verdanken ist, trägt zu Unrecht die mit «Alfred» konnotierte Bezeichnung «Cammann-Archiv». Deshalb, Herr Cammann und Herr Petschel: Zeit und Umstände sind reif, den praktischen Kurznamen quer aller Praktibilität und Gewohnheit zu bürsten und dem Archiv endlich denjenigen Namen zu geben, den es verdient: «Alfred-und-L... (Ja, wie lautet der Individualname denn weiter?) -Cammann-Archiv» oder, wenn eine Kurzform schon sein muss, «Cammann-Cammann-Archiv». Setzten Sie das gebotene Zeichen!

Erika Lindig

MONDHER KILANI: Introduction à l'anthropologie. Lausanne: Payot 1989. 369 p.

Das vorliegende Buch ist – soweit ich informiert bin – die erste von einem in der Schweiz arbeitenden Wissenschaftler verfasste Einführung in die Ethnologie bzw. Anthropologie. Dieser begrüssenswerte und didaktisch wichtige Versuch, der vor

allem für die jüngeren Studierenden des Faches eine gute Orientierungshilfe darstellt, besteht aus vier Teilen, die – grosso modo – folgende Schwerpunkte behandeln: Die grundlegenden Fragestellungen der Ethnologie/Anthropologie, die Abgrenzung und die Ortsbestimmung der Disziplin, die Grundzüge der Fachgeschichte und schliesslich den aktuellen Bezug der ethno-anthropologischen Forschung.

Im ersten Teil präsentiert der Autor die manchmal verwirrende Vielfalt der Fragestellungen des Faches, wobei Kilani einige zentrale wissenschaftstheoretische Themen wie etwa «Fremdheit» als Forschungsobjekt, die Dialektik zwischen lokalen Gemeinschaften und der Gesamtgesellschaft, die Gültigkeit der vergleichenden Methode, die Interpretation der Modernität, Beziehungen zwischen Modell und Wirklichkeit und die ethischen Ansprüche der Disziplin diskutiert (S. 19–64). Im letzten Abschnitt dieses Teils (S. 65–82) werden die verschiedenen Einzelbereiche der Ethnologie/Anthropologie, namentlich die Erforschung der Verwandtschaftsstrukturen, der symbolischen Denkinhalte, der Politik und Wirtschaft, der Modalitäten sozialen Wandels sowie der urban-industriellen Kultur vorgestellt. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Kilani die urbane Anthropologie ausdrücklich als eine wichtige Branche unseres Faches bezeichnet, da sich solche Einführungen in der Regel auf Fragen konzentrieren, die ausschliesslich Bauern- und Stammesgesellschaften betreffen. Hierbei betont der Autor zu Recht, dass auch die «eigene» Gesellschaft ein relevantes Forschungsobjekt der Ethno-Anthropologie ist. Zugleich zeigt Kilani den Lesern, wie trügerisch der Blick des Ethnologen sein kann, der sich auf die Erforschung traditioneller Gesellschaften beschränkt.

Der zweite Teil ist wahrscheinlich der – vom epistemologischen Standpunkt her gesehen – eindeutig beste und interessanteste. Hier versucht Kilani die Ethno-Anthropologie im Hinblick auf benachbarte Fächer zu definieren. Der Autor skizziert in diesem Zusammenhang in sechs gut durchdachten Abschnitten die engen, wenn auch oft problematischen Interrelationen zwischen unserem Fach und der Soziologie, der Geschichte, der Psychoanalyse, der kognitiven Psychologie, der Linguistik und der Ökonomie. Besonders gelungen sind meines Erachtens die zwei Kapitel, die die Verbindungen mit der Soziologie (S. 87–102) und der Geschichte (S. 103–120) thematisieren; Kilani zeigt hier in überzeugender Weise sowohl den künstlichen Charakter des «grand partage» zwischen okzidentalen, d. h. «zivilisierten», und nicht-westlichen, d. h. «primitiven», Gesellschaften als auch die Untrennbarkeit von historischen Prozessen und deren Verarbeitung in der Gegenwart mit Hilfe des kollektiven Gedächtnisses auf.

Im dritten Teil setzt sich Kilani mit der Fachgeschichte auseinander. Trotz der breit angelegten Synthese, die sogar die Ethnographie in der Antike (S. 195–200), in der alten arabisch-islamischen Welt (S. 201–234) und in der Zeit der Aufklärung (S. 235–243) einschliesst, kommen in diesem Abschnitt einige schwerwiegende Mängel des Buches zum Ausdruck. Dieser Teil entpuppt sich letztendlich als ungleichgewichtig und zugleich etwas einseitig. Obwohl die Ausführungen über die arabischen Geographen und Geschichtsphilosophen sehr interessant und lehrreich sind, erscheint mir merkwürdig, dass sich von den zehn Kapiteln lediglich vier mit der modernen Entwicklung der Anthropologie und Ethnologie befassen. Diese zeitliche Asymmetrie lässt sich erneut daran feststellen, dass in diesen vier Abschnitten wiederum dem Evolutionismus des XIX. Jahrhunderts und der strukturalen Anthropologie Lévi-Strauss' ein dominanter Platz eingeräumt wird. Dementsprechend reduziert sich der britische Funktionalismus unvermittelt auf Malinowski, während Radcliff-Brown, d. h. der eigentliche theoretische Kopf dieser Richtung, sowie deren kritische Erneuerer wie Evans-Pritchard, Leach und Gluckman nur sporadisch und in einem anderen Kontext erwähnt werden.

Kaum Aufmerksamkeit schenkt Kilani der «cultural anthropology» amerikanischer Provenienz, so dass das Buch wichtige Strömungen wie etwa den Kulturrelativismus, der gerade heute wieder die Diskussion in den Vereinigten Staaten prägt, willkürlich übergeht.

Völliges Schweigen herrscht in Hinblick auf die Entwicklung des Faches in

Deutschland, obwohl die kulturhistorische Schule und gegenwärtig der «verstehende» Ansatz einen international anerkannten Beitrag zur Theoriediskussion geleistet haben. Diese «Lücke» scheint mir um so gravierender, als das Buch für eine gesamtschweizerische, d. h. auch für eine zwar französisch verstehende, jedoch deutsch sprechende Leserschaft gedacht ist.

Der letzte Teil ist im Grunde ein Plädoyer für die Erweiterung des ethnoanthropologischen Horizonts nach dem Motto: «Beyond the community». Es handelt sich dabei um den energischen Hinweis, dass unser Fach sich von dem engen Blick der ahistorischen Monographie traditionsorientierter Micro-Gesellschaften befreien soll. Kilani betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung einer Perspektive, die zugleich die Interrelation zwischen lokalen und globalen Sozialstrukturen und auch die Berücksichtigung historischer Prozesse und gesamtgesellschaftlicher Wandlungstendenzen umfasst.

In einem Epilog befasst sich der Autor dann etwas unvermittelt mit der aktuellen Diskussion um die «Selbstreflexion» und die neuen «Textualisierung» ethnographischer Quellen.

Will man eine abschliessende Würdigung des Buches von Mondher Kilani formulieren, dann kann man festhalten, dass diese klar geschriebene, theoretisch gut durchdachte und demzufolge sehr hilfreiche Einführung, deren Lektüre ich jedem Studierenden der Ethnologie und der Anthropologie nahelegen möchte, lediglich unter einem einzigen, wenn auch sich durch alle Kapitel hindurchziehenden Fehler, nämlich unter der allzu dezidierten Frankreich-Orientierung, leidet. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich im Endeffekt um eine «Introduction à l'anthropologie ... française» handelt. Christian Giordano

ALICE GÁBORJÁN: Ungarische Volkstrachten. Aus dem Ung. übertr. von Erzsébet Székács. Dritte Aufl. Budapest: Corvina 1989. 66 S., Ill., 16 Farb- und 32 Schwarzweissfotos (Ungarische Volkskunst 3, aber ohne Bandzählung).

«Es ist keineswegs einfach, den Begriff Volkstracht zu definieren. Im allgemeinen wird damit die Bauernkleidung bezeichnet.» So umreisst die Autorin des vorliegenden Bandes der Ungarischen Volkskunst den Gegenstand ihrer Betrachtung. Sie ordnet die beschreibende Untersuchung der dokumentierten Volkstrachten in eine Betrachtung über ihre Entwicklung, ihre Blütezeit und ihren Niedergang ein und nennt Umstände und Faktoren, die die scheinbar zeitlosen Trachten beeinflussen.

Der Romantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts galten die Bauern als glückliche Wesen, die sich in der Tradition vergangener Zeiten geborgen fühlen durften. In Wirklichkeit waren sie oft sehr arm; ausserdem war ihre jeweilige Lebenssituation eingebunden in die Geschichte des ganzen Landes und Spiegel der ganzen Nation. Zur Zeit der Landnahme muss man sich ihre Kleidung farbenfroh und nach östlichem Schnitt verfertigt vorstellen. Das orientalische Element wurde während der türkisch-osmanischen Okkupation im 16./17. Jahrhundert erneut verstärkt, während im Mittelalter sich wohl der westliche Einfluss mit dem typischen grauen Bauerngewand geltend machte. Seit der Neuzeit beeinflusste die Bekleidung der oberen Gesellschaftsschichten nachweislich die Volkstracht, indem jeweils einzelne Elemente der grossen Stilrichtungen Renaissance, Türkenherrschaft, Barock und Biedermeier – als fernes Echo – sich in den Bauerntrachten vorfinden. In der Männertracht herrscht heute noch der Hemdschnitt, den die Grafen Esterházy im 18. Jahrhundert trugen, und das blaue Tuch, aus dem Hose und Mantel («Mente») gefertigt werden, geht ebenfalls auf die Kleidung der Adligen aus dem 18. Jahrhundert zurück. Das Frauenhemd ist bis heute das Achselärmelhemd vom Renaissance-Typ geblieben, und das über dem Hemd getragene Leibchen, der «Pruszlik», weist auf den Barock hin. Die Haartracht der Frauen mit T-Scheitel und Stirnlocken hat sich aus dem Biedermeier erhalten. Die Stiefel der Frauen und Männer sind von türkischer Machart. Diese Elemente werden in eine neue Einheit eingeschmolzen, die ihre eigene, für die Bauern typische Ästhetik besitzt. Dazu gehört bei den Frauen die Betonung der Hüftpartie

durch eine Vielzahl von übereinander getragenen Unterröcken, reiche Stickerei auf Hemd und Mantel von Frauen und Männern, Rot und Schwarz als Ausdruck der Lebensfreude und der Mode. Gelblichweiss hingegen ist in gewissen Gegenden bis heute die Farbe der Trauer geblieben. Die junge Frau ist am reichsten geschmückt, und sie behält die Volkstracht am längsten bei. Durch die Vermischung der Gesellschaftsschichten im 20. Jahrhundert und die veränderte Lebensweise der Bauern im heutigen Ungarn geht die Volkstracht mehr und mehr zurück. Zuerst ersetzt werden die Schuhe; dabei ist der praktische Gesichtspunkt wirksam. Erst als letztes fällt die traditionelle Kopfbedeckung weg; denn sie ist die differenzierteste Unterscheidung der von Dorf zu Dorf leicht variierenden Trachten. Siebenbürgen hat das blaue Tuch für die Männerbekleidung gar nie übernommen, und in den Bund gesteckte Rockzipfel gehen im Kalotaszeg sogar bis auf die Gotik zurück. So sind Faktoren der geografischen und geschichtlichen Zugehörigkeit, der wirtschaftlichen Verhältnisse, des Geschlechts und des Lebensalters in jedem einzelnen Kleidungsstück der ungarischen Volkstracht miteingeschlossen. Es erhält dadurch für die Kenntnis des ungarischen Volkes den unschätzbaren Wert einer authentischen Quelle.

Die dritte Auflage ist dem neuen Outfit der Reihe «Ungarische Volkskunst» angepasst; der Text ist leicht überarbeitet. Paula Hefti

Barbara Kindermann-Bieri: Heterogene Quellen – homogene Sagen. Philologische Studien zu den Grimmschen Prinzipien der Quellenbearbeitung, untersucht anhand des Schweizer Anteils an den Deutschen Sagen. Basel: Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1989. 421 S. (Beiträge zur Volkskunde, 10).

Nach Helge Gerndt dürften die Märchen- und die Sagenbände der Brüder Grimm als Sammlungen der Volkspoesie nicht getrennt voneinander betrachtet werden. In der Tat sind wir heute Zeugen einer immer intensiveren «Entmythologisierung» beider dieser lange Zeit als Vorbilder dienenden Standardwerke. Eine philologische «Aufklärung» war und ist auch notwendig, kann man doch heute noch Feststellungen wie folgt lesen: «Die jungen Afrikaner (...) zogen, wie einst in Deutschland die Brüder Grimm, hinaus in die entlegensten Dörfer, wo sie sich von Häuptlingen, Dorfältesten, Grossmüttern, Lehrern (...) Märchen erzählen liessen.» Der Ausdruck «Entmythologisierung» soll nicht einmal rein metaphorisch verstanden werden, denn er ist hier teilweise wörtlich gemeint. Erstens hat Jacob Grimm selbst postuliert, dass «aller sage grund (...) mythus, d.h. götterglaube», ist. Zweitens haben viele Sammler in den Grimmschen Werken Vorbilder für ihre Märchen- und Sagengestaltung erblickt und arbeiteten somit an der Entstehung eines wissenschaftlichen Mythos von dieser Art Volksüberlieferung. Rudolf Schenda spricht diesbezüglich gar von einer «Erfindung von Tradition». Die jeweiligen Traditionsträger mussten nach diesem Muster aus dem einfachen Volke stammen, so dass es (drittens) nicht überrascht, wenn 1975 Heinz Rölleke «das Ende eines Mythos um die frühesten KHM-Aufzeichnungen der Brüder Grimm» ankündigt, als er das Denkmal der «stockhessischen» Märchen der «alten Marie» abträgt. Schliesslich soll darauf hingewiesen werden, dass Hans-Jörg Uther in seinem Aufsatz über Bräuners «Curiositäten» als Vorlage der Deutschen Sagen (Festschrift W. Brückner) u.a. einen kurzen, aber nützlichen Überblick über die Vertreter einer methodischen Quellenbetrachtung gibt.

Diese Problemstellung (und die vielleicht in einer Rezension nicht übliche «Zitierwut») scheint mir wichtig zu sein, um die Bedeutung von B. Kindermann-Bieris Arbeit zu signalisieren. Denn sie unternimmt gerade kritische Vergleiche zwischen den Quellen- und Sagentexten der «Deutschen Sagen». Sie überprüft ferner die Grimmschen Quellenangaben. Nach Einblick in die von der Verfasserin scharf beobachtete Editionsarbeit der Brüder wird der grundlegende Widerspruch dieses im wörtlichen Sinne bahnbrechenden Werkes sichtbar: aus einer *historisch* bedingten Situation heraus haben die Brüder Grimm ihre Quellen mit aller Mühe *enthistorisiert*. Ein vor dem Hintergrund der deutsch-französischen Auseinandersetzung neu erwachendes Inter-

esse für das deutsche Erbe, als Ausdruck einer Sehnsucht nach einer einheitlichen Nation, lenkte den Blick u.a. auch auf die «Volksliteratur», die bei den Grimms als Erkenntnismittel dienen sollte: bei der Erforschung einer deutschen Vergangenheit, zur Hebung alter Mythen aus der Vergessenheit sollten Sagen (und Märchen) Hilfe leisten.

Frau Kindermann-Bieri wählt für ihre Untersuchung den Schweizer Anteil (46 der 585 Sagen) an den «Deutschen Sagen», der aus einem Zeitraum zwischen dem Spätmittelalter (vertreten vor allem durch die *Kronica* des Peter Etterlin) und der Zeit der Grimms stammt. Ausser sieben haben alle Erzählungen schriftliche Quellen; für die sieben «mündlichen» Sagen vermutet die Verfasserin verlorengegangene Briefe.

Frau Kindermann folgend, gewinnen wir Einblick in die systematische Arbeitsweise der Brüder, die aus geschichtlich und gattungsmässig sehr heterogenen Unterlagen einen in inhaltlicher, stilistischer und sprachlicher Hinsicht homogenen Korpus schufen. Dies zu erreichen, mussten sie jeden Text aus seinem Kontext herauslösen und seiner geschichtlichen und auktorialen Charakteristika entkleiden. Indem sie uns diese Arbeitsweise anhand synoptischer Textvergleiche vorführt, zeigt die Verfasserin, was nach Auffassung der Grimms eine echte Sage ausmacht: Ätiologische und etymologische Begründungen sowie überlieferte Relikte sollen die Authentizität der tradierten Stoffe beweisen. Im Interesse einer «inneren Logik» werden wichtige Motive eliminiert, und das Zeitgebundene fällt einer Reduktion zum Opfer: Patriotische, moralisierende, didaktische, konfessionelle Äusserungen stellen für die Brüder den «subjektiven» Kontext dar, aus dem sie den «älteren Sagenkern» vorsichtig herausschälen zu müssen glaubten. Im Interesse einer wertfreien und leidenschaftslosen Schilderung durfte vieles geändert werden, wenn nur der «zum Grund liegende Mythus» unverletzlich erhalten blieb. Daraus aber wird ein weiteres Anliegen der Brüder offenbar: Der Mythos soll in die Sprache des Volkes «übersetzt» werden. So postuliert die Verfasserin auch für die Sage den Begriff «Gattung Grimm». Die Quellen liefern hierzu die Chronik-, Historien- und Reiseliteratur, Periodika und Annalen, Sprichwort-, Sagen- und Kuriositätenanthologien sowie Idiotiken. Die Quellenangaben sind jedoch nicht zuverlässiger als die Textvermittlung: Die Grimms haben oft re-zitiert, die angeführten Werke zu einem Sagentext nur aus der allein benutzten Vorlage abgeschrieben. Frau Kindermann-Bieris Untersuchung ergibt, dass von insgesamt 39 zu den Schweizer Sagen im Apparat genannten Werken nur 19 tatsächlich benutzt worden waren.

Die Arbeit hat für mehrere Disziplinen etwas zu bieten. Die volkskundliche Erzählforschung dürfte vor allem für Einblicke in die *Genese* der bis heute immer wieder gedruckten und nachgedruckten Sagensammlungen der «Gattung Grimm» dankbar sein. Untersucht werden müsste noch, warum in unseren Tagen neben den Märchen auch die Sagen eine Renaissance erleben. Ein kurzer Blick in jede Bibliographie oder in die einschlägigen Verlagskataloge zeugen davon, dass auch hier offenbar eine rege Nachfrage herrscht.

Katalin Horn

RUTH GEISER / ERIKA KELLER (Hg): Rudolf Schenda. Wissenschaftliche Veröffentlichungen 1958 – 1990. Zürich: Volkskundliches Seminar der Universität Zürich. Abt. Europäische Volksliteratur 1990. 68 S.

Am 13. Oktober konnte Rudolf Schenda, der seit 1979 als Ordinarius für europäische Volksliteratur an der Universität Zürich lehrt, seinen 60. Geburtstag feiern. Aus diesem Anlass haben zwei Mitarbeiterinnen ein äusserst benutzerfreundliches Verzeichnis (mit Registern und Buchrezensionen!) seiner zwischen 1958 und 1990 erschienenen Veröffentlichungen herausgegeben. Der seit bald 30 Jahren zu den tonangebenden Vertretern des Faches Volkskunde zählende Autor erhielt durch seine Lehrtätigkeit in Palermo, die Tübinger Schule und die 68er-Bewegung eine wesentliche geistige Prägung. Aus diesem Grund überzeugen die hier in ihrer Gesamtheit sichtbar gewordenen Resultate seiner profunden Gelehrsamkeit und seines unermüdlichen, entsagungsvollen Fleisses nicht allein durch die europäische

Vielfalt der Themen und die Fülle der verarbeiteten Materialien. Zusätzlich fasziniert an Schendas Studien immer wieder das aus innerer Betroffenheit heraus verbalisierte sozialpolitische Engagement für die subalternen Schichten, die Aussenseiter, die Leidenden. Letzteres meint auch den kranken Menschen, den er in einer innovativen patientenorientierten «Volksmedizin» ins Zentrum des Forschungsinteresses rückt (13,53; 14,63; 15,68; 17,93; 22,136). Als einer der ersten Sozialgerontologen im deutschsprachigen Raum wendet er sich gegen die Marginalisierung der alten Menschen in der Leistungsgesellschaft (6,5; 7,7; 13,48; 13,52; 14,61; 14,66; 16,81; 17,89; 17,90; 18,98; 18,100). Aus dem Erwähnten geht bereits hervor, dass Schenda stets ausserhalb des Fachkanons liegende Forschungsfelder betritt; dies gilt auch für seine zum Standardwerk gewordene Habilitationsschrift «Volk ohne Buch» (1970; 3. Aufl. 1988; 4,5), eine Sozialgeschichte des Lesens und der populären Lesestoffe von 1770 bis 1910. Im Bereich der Erzählforschung, einer traditionsbelasteten Disziplin, setzt Schenda neue Akzente, indem er sich vom textimmanenten Ästhetizismus der Literaturwissenschaft sowie einer ebenso kontextisolierten ahistorischen Anthropologie distanziert; stattdessen ebnet er mittels präziser methodologisch-theoretischer Reflexionen Zugänge zur Folklore als einer sozialhistorischen und kommunikativen Erscheinung: Aus dieser Perspektive gewinnen – statt vager allgemein menschlicher Konstanten – soziale Deprivationen, aber auch Überlebensstrategien und Mitteilungsweisen von Unterschichtsangehörigen an Relevanz (14,59; 14,64; 14,65; 16,85; 17,95; 18,101; 21,126; 22,131 und folgende Artikel in der Enzyklopädie des Märchens: Alte Leute; Bettler; Brust, Brüste; Fingererzählungen; Heilen, Heiler, Heilmittel; Hunger). Viele Aspekte seines Werks bleiben an dieser Stelle notgedrungen ausgeblendet, ferner harren viele Studien des wissenschaftlichen Diskurses. Möge Rudolf Schenda noch lange dezidiert anpacken, bewusst Partei ergreifen und aus dem Busch klopfen, kurz: die Forschung so ungemein bereichern.

Ursula Brunold-Bigler

PAUL HUGGER: «Der schöne Augenblick». Schweizer Photographen des Alltags. Prolog von Hans-Ulrich Schlumpf. Zürich: Offizin, o.J. (1990). 260 S., 202 Abb.

Das derzeitige Interesse an der Photographie hat uns eine Fülle von Bildbänden beschert, die dem nostalgischen Bedürfnis entsprechen, dem gesellschaftlichen Wandel etwas Festes entgegenzusetzen. Das Verdienst dieses Bandes liegt darin, derlei vordergründigem Verstehen nicht Vorschub zu leisten. Der Titel ist überaus glücklich gewählt, verbindet man doch mit alten Photographien gemeinhin die Vorstellung eines inszenierten Arrangements, vermittels dessen ein sonst flüchtiger Augenblick als reale Szene festgehalten wird. Paul Hugger stellt sowohl einzelne Photographen als auch Photographendynastien vor und deckt damit einen Zeitraum ab, der von der Mitte des letzten Jahrhunderts bis in unsere Zeit, technisch gesprochen von der «positiven Photographie auf Glas» bis zur Polaroid-Photo, reicht. Alte Photographien sind keine unproblematische Quellengattung. Die vermeintliche Nähe und Vertrautheit des Dargestellten verleitet zu Fehlinterpretationen. Eine korrekte Lektüre und Interpretation hat sich zuerst einmal ihrer Bedeutung für die damaligen Konsumenten zu vergewissern. Der Gang zum Photographen war im letzten Jahrhundert eine feierliche Handlung, wo man sich von seiner besten Seite zeigen und sich vom Photographen ins rechte Licht rücken lassen wollte. Die Photographie war (Re) Präsentationsbild nach aussen und Wunschbild nach innen. Als Gruppen- und Familienbild kommt der Photographie zudem eine integrierende Funktion zu, indem sie den gesellschaftlichen Zusammenhang (mit ihren hierarchischen Zuordnungen) ins Visuelle «übersetzt»: «Das Photographieren hat rituellen Charakter, d.h. das Knipsen des Bildes sanktioniert das Gruppen- und Gemeinschaftserlebnis. Die Photographie erhöht das Moment des Feierlichen, erhebt den Anlass in den Rang des Denkwürdigen und Einmaligen» (S. 23). Die Angst vor der Vergänglichkeit endlich soll in der photographischen Fixierung bewältigt werden. Die Frage, ob Photographie Kunst sei, hat sich in diesen Niederungen der Alltagsphotographie nie gestellt,

ihr Nutzen als Selbstdarstellung, als Erinnerungshilfe («Laufgitter unserer Erinnerung»), als verdichtetes Erfahrungsbild liegt auf der Hand. Der Produzent, der Berufsphotograph, bleibt diesen Gebrauchswerten gegenüber im Hintergrund. So wissen wir von vielen alten Photographien nicht, wer sie gemacht hat und wer auf ihnen dargestellt ist. Diesem Bedeutungsverlust einer wichtigen volkskundlichen und geschichtlichen Quelle entgegengearbeitet zu haben, ist denn eines der Verdienste dieses Bandes.

Huggers Untersuchung reicht weit in die Frühgeschichte der Photographie zurück. So wird der Pater Mathäus Keust (geboren 1828 in Härkingen, SO) als einer jener Entdeckenden vorgestellt, die sich für die neue Erfindung der Photographie interessierten. Sein Tagebuch (es umfasst 1034 Seiten), das sich im Ordensarchiv in Luzern befindet, gibt darüber Aufschluss, auf welche Weise er sich mit der Photographie vertraut machte. Das notwendige Wissen hatte er sich bald angeeignet: das gehe so leicht wie das «Kaffémachen». Bei seinem ersten gelungenen Bild staunt er über den Detailreichtum: «(...) es fehlte kein Härlein, kein Fädelein, die Krallen am Rosenkranz konnte man abzählen, (...)» (S. 63). Mit Erlaubnis des Guardians schaffte er sich eine sogenannte Reisekamera aus Holz an. Wenn Keust vikarierte, wurde er meist gebeten, die Kamera mitzunehmen, denn alle wollten von ihm photographiert werden. Seine Aufnahmen belegen, wie in der Frühzeit der Photographie sich die Verhaltenskonvention der Leute vor der Kamera erst zu festigen beginnt. Von den neun Patres, die sich vor dem Hintergrund des Kapuzinerklosters Mels im Garten von Keust photographieren liessen, schauen acht nicht oder nur aus den Augenwinkeln in die Kamera. Erstaunlich in ihrer formalen Offenheit sind auch Keust-Collagen, die im Grunde einen abstrakten Umgang mit dem Medium belegen, und zugleich an viel ältere Bildtraditionen (religiöses Medaillon, Erinnerungsbild) anknüpfen.

Zwei weitere Beispiele aus dem reichen Material seien herausgegriffen. Da ist einmal die Familie der Aschwanden aus Altdorf, die «Hausphotographen» des Kantons. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts betrieben sie an der Axenstrasse die Strassenphotographie. Ihre Kunden waren Wanderer, Velofahrer oder auch schon Autofahrer, die sich vor dem Hintergrund der Berge photographieren liessen. Man arbeitete mit Trockenplatten mit einer kurzen Entwicklungszeit. Den Kunden wurden die Aufnahmen meist noch feucht mitgegeben. Laufburschen trugen sie den Kunden, die meist schon weiterwanderten, nach. Die eindrücklichsten Aufnahmen stammen von Ernst Hiltbrunner, einem Emmentaler Dorfphotographen (geb. 1900 in Wyssachen, BE). Anders als im Photoatelier photographierte er die Menschen draussen und zusammen mit Gegenständen oder Tieren, mit denen sie täglich zu tun hatten. Die Photographie ist hier Zeuge eines «Merkwürdigen» im ursprünglichen Sinne des Wortes, das von einem schönen Wurfe eines Hundezüchters bis zur Aufnahme eines Toten reichte. Biographisch war der Schritt zum Beruf des Photographen oft ein Bruch mit dem Herkömmlichen. Ihm haftete der Geruch des Künstlerischen und auch Unnützen an. War der Photograph nicht einer, der die Touristen mit der Frage nach einem Erinnerungsbild belästigte? Der Band erweitert entscheidend unsere Vorstellung über das Wesen der Photographie. Sie ist nicht nur eine mechanische Reproduktion von etwas, das in der Realität sichtbar wird. Photographie ist eine Huldigung, ist eine Feier des Gegenstandes. Und zugleich ist sie ein wirksames Mittel, ihn in Besitz zu nehmen, ihn unter Kontrolle zu bringen (Susan Sontag).

Die Qualität der Reproduktionen in diesem Band zeugt von Sorgfalt und Sachverstand. Hilfreich ist auch das Sach-, Personen- und Ortsregister. Zum Anspruch Huggers, sich mit der vernachlässigten Quellengattung der Alltagsphotographie auseinanderzusetzen, will allerdings schlecht passen, dass ausser der Bildlegende, welche die abgebildeten Gegenstände und Personen identifiziert und den Namen des Photographen nennt, über die materielle Quelle (technisches Verfahren, Grösse des Negatives, Vergrösserung und Besitzer resp. Standort) nichts zu erfahren ist. Die Alltagsphotographie ernst nehmen hiesse, diesen Details die Sorgfalt zukommen zu lassen, wie sie in den Arbeiten eines Helmut Gernsheim zur Frühgeschichte der Photographie längst zum Standard geworden sind. Alfred Messerli